20

Deutsche Versuche

von

Rudolf von Raumer.

Erlangen,
Verlag von Theodor Bläsing.
1861.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung besteht theils aus solchen Schriften, die schon anderweitig veröffentlicht sind, theils aus solchen, die hier zum erstenmal erscheinen. Der Wiederabdruck der ersteren hat nicht nur den Zweck, sie der Vergessenheit zu entziehen, in welche solche in Zeitschriften zerstreute Arbeiten bald zu verfallen pflegen, sondern ihre Vereinigung soll zugleich jeder von ihnen zu statten kommen, indem die eine der anderen zur Ergänzung und Erläuterung dient. Die eine dieser Abhandlungen, welche hier die Ueberschrift trägt: „Zur Geschichte Preußens in den Jahren 1806 bis 1808", erscheint hier

theilweise in einer anderen Gestalt als im Jahrgang 1854 der Münchener Gelehrten Anzeigen. Aber was der gegenwärtige Abdruck mehr bietet, sind nicht etwa später gemachte Zusätze, sondern was in den Münchener Anzeigen fehlt, ist dort ohne mein Vorwissen ausgelassen worden. Die letzte der hier mitgetheilten Arbeiten: „Die doppelte Recension des Textes von Kant's Kritik der reinen Vernunft", würde ich nicht in diese Sammlung aufgenommen haben, wenn ihr Inhalt ein ausschließlich philologisches oder philosophisches Interesse hätte. Der Leser aber, der sich durch die Ueberschrift nicht abschrecken läßt, wird bald gewahr werden, daß es sich um nichts Geringeres handelt, als um die Ehrenrettung eines der größten deutschen Denker.

Ich wünschte wohl, daß es mir gelungen wäre, die hier besprochenen wichtigen Gegenstände so zu behandeln, daß nicht nur der Gelehrte, sondern auch der Gebildete sich angezogen fühlte. Denn ich gehöre nicht zu denen, die zwischen der strengen Gelehr-

samkeit und einer seichten Popularität kein Mittleres kennen. Ich glaube vielmehr, daß gerade auf diesem mittleren Gebiet ein Theil des Besten liegt, was unsre Literatur besitzt.

Den zusammenhaltenden Grundzug, der alles hier Gebotene verknüpft, wird man leicht erkennen. Ich möchte in dieser Zeit politischer Parteiung nur bitten, das Einzelne nach Maßgabe des Ganzen zu beurtheilen. Auch wer in Manchem anderer Meinung ist, wird die Absicht des Verfassers nicht verkennen, zur Förderung deutscher Gesinnung und deutscher Bildung beizutragen.

Erlangen, den 10. Juli 1861.

Rudolf von Raumer.

Inhaltsverzeichnis.

Ueber den Begriff der deutschen Philologie.

Auf die Frage, was die klassische Philologie sei, antwortet der größte jetzt lebende Vertreter des Faches, August Böckh in Berlin, sie sei die historische und philosophische Kenntnis des gesammten klassischen Alterthums[1]). Diese Ansicht, von Friedrich August Wolf begründet, unter seinen Nachfolgern insbesondere von Böckh[2]) fortgebildet, hat sich mehr und mehr Bahn gebrochen. Nur über die wechselseitige Stellung der einzelnen Disciplinen des Faches, sowie über ihren Werth für die höhere Geistesbildung sind die Meinungen getheilt. Doch scheint man immer mehr darin übereinzukommen, daß den Sprachen und Literaturen der beiden klassischen Völker innerhalb der von Wolf und Böckh gezogenen Grenzen des ganzen Gebietes die wesentlichste Stelle gebührt[3]), ohne daß deshalb den Alterthümern, der Mythologie und der Kunstgeschichte ihr selbständiger hoher Werth geschmälert werden soll.

Den alten Griechen und Römern gegenüber lassen sich die germanischen und romanischen Völker, wie sie aus den Mischungen der Völkerwanderung hervorgegangen sind, bei allen inneren Unterschieden doch als Eine große Masse betrachten. Denn einerseits ist der Gegensatz zwischen den germanischen und romanischen Völkern, so tiefgehend er auch ist, doch kaum so groß als der zwischen den antiken Griechen und Römern, und andrerseits macht sich die Zusammengehörigkeit derselben sowohl auf dem Gebiet der Literatur und Kunst als auf dem des Staates unabweisbar geltend. Der antiken, griechisch-römischen Philologie stellt sich so eine germanisch-romanische gegenüber, deren Aufgabe die Erforschung der germanischen und romanischen Völker ist, nach ihren Sprachen und Literaturen, ihren Sitten und Einrichtungen, ihrer Kunst und Wissenschaft, ihren Thaten und Schicksalen. Natürlich gliedert sich dies weitläuftige Gebiet wieder nach den Sprachen und Völkern, die es umfaßt; und obwohl die sprachliche Eintheilung nicht immer mit der politischen zusammenfällt, so können wir doch drei germanische Hauptgruppen, nämlich die skandinavische, die deutsche und die englische, und drei romanische, nämlich die spanisch-portugiesische, die französisch-provenzalische und die italienische als die wichtigsten bezeichnen [1]). Wer den Umfang dieser Gruppen kennt, der wird unbedenklich zugeben, daß jede einzelne die ganze Kraft des Forschers vollständig in Anspruch nimmt. Ich will nur beispielsweise an die englische Gruppe erinnern. Wer die englische Sprache

und Literatur und die Sitten, Einrichtungen und Gesetze des englischen Volkes von den angelsächsischen Zeiten herab bis auf die Gegenwart in ähnlicher Weise zum Gegenstand seiner Forschung macht, wie Böckh oder Otfried Müller die alten Griechen, der wird sich Glück wünschen dürfen, wenn er auch nur annäherungsweise sein Ziel erreicht. Aber obwohl die Theilung der Arbeit unerläßlich ist, so würde man sich doch täuschen, wenn man glaubte, die Theilung lasse sich auf dem Felde der germanisch-romanischen Philologie bis zur völligen Auseinanderreißung der einzelnen Arbeitsgebiete treiben. Die verschiedenen Gebiete greifen vielmehr so vielfältig ineinander, daß der eigentliche Forscher immer bestrebt sein muß, sich neben der Konzentrazion auf sein besonderes Fach einen möglichst klaren und selbsterworbenen Einblick in die übrigen Gebiete zu verschaffen. Wer zum Beispiel auf dem deutschen Gebiet die mittelhochdeutsche Dichtung zum Gegenstand seiner Forschung macht, den leitet unser deutsches Volksepos zu den altskandinavischen Poesien, während die höfische Dichtung auf ihre altfranzösischen Grundlagen zurückzuführen ist.

Aber wenn auch die Forschung eine Zerreißung des Gesammtgebiets untersagt, so läßt doch die vorhin angegebene Scheidung eine derartige Theilung zu, daß jede einzelne Gruppe als ein besonderes Arbeitsfeld betrachtet wird. Etwa wie die griechische und römische Philologie sich zwar nicht von einander trennen lassen, aber dennoch jede für sich ihr besonderes Gebiet bilden. Auf dem Boden der

germanisch-romanischen Philologie ist eine solche Scheidung um so mehr geboten, weil jede der genannten Gruppen mit einem Volk oder einem Völkerpaar der Gegenwart in nächster Beziehung steht und so nicht bloß für die Wissenschaft, sondern für die gesammte Bildung dieses Volkes eine ganz andere Bedeutung erhält als die übrigen Theile der germanisch-romanischen Philologie. So gehört natürlich die angelsächsisch-englische Gruppe zunächst den Engländern, die deutsche den Deutschen, die skandinavische den Schweden, Norwegern und Dänen an; und wie sich die germanisch-romanische Philologie in eine germanische und romanische theilen läßt, so scheidet sich wieder die germanische Philologie in eine englische, skandinavische und deutsche[5]).

Jeder dieser Theile gliedert sich dann wieder in ähnlicher Weise wie das ganze Gebiet nach den einzelnen Seiten des inneren und äußeren Lebens des betreffenden Volkes. Was zuerst die Ausdehnung in der Zeit anbelangt, so ist die deutsche Philologie — denn diese machen wir von jetzt an allein zum Gegenstand unserer Betrachtung, — durchaus nicht bloß zu fassen als eine deutsche Alterthumswissenschaft. Vielmehr ist die ganze Entwickelung des deutschen Volkes in Sprache und Literatur, Recht und Sitte, Kunst und Religion, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart der Gegenstand der deutschen Philologie.

Die deutsche Philologie auf die älteren Perioden unserer Sprache und Geschichte zu beschränken, würde dem Begriff dieser Wissenschaft widersprechen. Gerade darin besteht viel-

mehr eine der wesentlichsten Aufgaben der deutschen Philologie, den ganzen ununterbrochenen Strom unserer Entwickelung zur Anschauung zu bringen, das Neuere aus dem Alten zu erklären und das Alte aus der unmittelbaren Kenntnis des Neuen zu deuten. Und wenn auch die Fortbildung der Wissenschaft eine noch weit mehr in's Einzelne gehende Theilung der Arbeit erfordert, so soll doch jeder das Ganze im Auge behalten. Eine Zerreißung der Aufgabe in eine ältere und neuere Hälfte würde beiden Theilen verderblich sein. Das Neuere ist ohne Kenntnis seiner Wurzeln, die es tief in das Alterthum hineintreibt, nicht zu verstehen; und wer sich mit Hintansetzung des Neuen auf das Alterthum beschränkt, der gibt den unschätzbaren Vortheil preis, den die unmittelbare Beobachtung der lebenden Gegenwart bietet.

Also das deutsche Volk von den ältesten Anfängen seiner Geschichte bis zur Gegenwart ist der Gegenstand der deutschen Philologie. Ihre Gliederung empfängt sie von den einzelnen Seiten, nach denen sich das Leben des deutschen Volkes äußert. Diese Gliederung wird also eine ähnliche sein wie die der antik klassischen Philologie, obwohl natürlich nicht ganz dieselbe, da sich die Gliederung der Wissenschaft nach der Verschiedenheit ihres Gegenstandes zu richten hat.

Als die Mitte ihrer Aufgabe betrachtet auch die deutsche Philologie die Sprache und Literatur des deutschen Volkes. Die Sprache behandelt sie von Seite ihrer Form in der Grammatik, von Seite ihres Inhalts in der Betrachtung des Wortschatzes.

Die Grammatik ist überall, besonders klar vorgezeichnet aber in der deutschen Philologie, zunächst eine geschichtliche Wissenschaft. Die deutsche Philologie behandelt sie, mit Zugrundelegung des Gothischen als der ältesten und formvollkommensten uns zugänglichen germanischen Sprache, nach den Hauptperioden der deutschen Sprachentwickelung, nämlich der althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen. Mit dem einen Ende, dem gothisch-althochdeutschen, knüpft sie an die vergleichende Grammatik der ganzen indogermanischen Sprachenfamilie an, während sie mit dem anderen, dem neuhochdeutschen in die Gegenwart hineinreicht. Die Grammatik verfolgt einen doppelten Zweck, nämlich erstens, den Bau der Sprache selbst kennen zu lehren, und zweitens, die Handhabe zu bieten zum Verständnis der in der behandelten Sprache abgefaßten Werke. Die erstere Seite waltet beim Studium des Gothischen und Althochdeutschen vor, die zweite bei dem des Mittelhochdeutschen. Das Studium des Gothischen und Althochdeutschen führt aber nicht bloß in den Bau dieser beiden Sprachen ein, sondern es bildet die Grundlage der ganzen deutschen Grammatik überhaupt. Nicht bloß der Bau des Mittelhochdeutschen, sondern auch der des Nordhochdeutschen ist nur dann zu verstehen, wenn man auf die gothischen und althochdeutschen Formen zurückgeht, welche den beiden jüngeren Sprachen zu Grunde liegen. Das Mittelhochdeutsche bildet einerseits ein wichtiges Glied in der Entwickelung der deutschen Sprache, indem es die älteste

Zeit mit der neueren verknüpft, andererseits besitzt es eine überaus reiche Literatur, zu deren Verständnis die grammatische Kenntnis der Sprache unentbehrlich ist. Das Neuhochdeutsche ist einer der wichtigsten Gegenstände der deutschen Philologie sowohl durch seine Bedeutung für die Gegenwart als durch die Aufschlüsse, die es der Forschung bietet. Seine Bedeutung für die Gegenwart leuchtet von selbst ein. Es ist eine Lebensfrage der deutschen Philologie, sich in ein richtiges Verhältnis zum Neuhochdeutschen zu setzen. Dazu ist die Verknüpfung des Neuhochdeutschen mit den älteren Sprachen, dem Gothischen, Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen unentbehrlich, aber nicht minder nothwendig ist die Einsicht in das Wesen der Schriftsprache und deren Verhältnis zu den Volksmundarten; und hier liegt zugleich die Wichtigkeit, die das Neuhochdeutsche für die gesammte Sprachforschung hat.

Die Behandlung der Literatur verlangt vor allem die kritische Feststellung und das richtige Verständnis der vorliegenden Texte. Wie in der klassischen Philologie bilden deshalb auch in der deutschen die Kritik und die Auslegung die unentbehrlichsten Grundlagen alles übrigen. Die kritische Feststellung der Texte hat in der deutschen Literatur die größte Aehnlichkeit mit der Behandlung der antiken griechischen und römischen Schriftsteller. Ebenso ist dies der Fall bei der Erklärung deutscher Schriftwerke aus den älteren Perioden unserer Sprache und Literatur. In beiden Beziehungen verlangt die deutsche Philologie dieselbe

Schärfe, Sicherheit und Genauigkeit, wie sie von den Herausgebern und Auslegern der griechischen und römischen Klassiker gefordert wird.

Aus der Kenntnis der einzelnen sprachlichen Erzeugnisse erwächst die Literaturgeschichte. Man kann natürlich sehr wohl zu bestimmten Zwecken einzelne Perioden der Literaturgeschichte von den übrigen absondern und für sich behandeln. Aber das Ganze der Wissenschaft darf dadurch nicht zerrissen werden. Vielmehr muß dem Geiste des Darstellenden überall der Zusammenhang des Ganzen gegenwärtig sein. Denn trotz der scheinbaren Zerklüftung unserer Literaturgeschichte und dem sprunghaften Gang unserer Geistesentwickelung erkennt die tiefere Forschung auch auf diesem Gebiet den innigsten Zusammenhang. Die Geschichte der deutschen Literatur gliedert sich chronologisch nach den Perioden der deutschen Sprache. Die gothisch-althochdeutsche Periode führt uns einerseits in die älteste Dichtung der germanischen Völker ein, während sie uns andererseits die tiefgreifende Einwirkung des Christenthums auf die geistige Entwickelung des deutschen Volkes vor Augen legt. Das Mittelhochdeutsche in seiner überaus reichhaltigen Poesie schließt sich mit seinen deutschesten und herrlichsten Erzeugnissen an jene älteste germanische Dichtung an, deren zersplitterte Ueberreste die gothisch-althochdeutsche Periode kennen lehrt, zugleich aber zeigt es in einer Fülle vorzüglicher Dichtungen den Einfluß fremder Literaturen auf die deutsche, nämlich der altfranzösischen und theilweise auch der provenzalischen. Haben wir in den

ältesten Resten unserer Dichtung das ursprünglich Deutsche rein und unvermischt erkannt, so besitzen wir daran einen Prüfstein, um auch in den folgenden Perioden das Deutsche vom Fremdartigen zu unterscheiden. Nicht als sollte alles aus der Fremde eingeführte verworfen werden. Eine größere Verkehrtheit ließe sich nicht denken; es hieße die ganze Bestimmung unseres Volkes verkennen. Das aber gewinnen wir aus der Kenntnis der altdeutschen Literatur, daß wir auch in den späteren Perioden das echt Deutsche, das aus keiner fremden Quelle zu erklären ist, richtig würdigen und zugleich einen Maßstab dafür erhalten, inwiefern es dem deutschen Geiste gelungen ist, ein fremdes Element sich wirklich anzueignen und im deutschen Sinne neu zu gestalten. Natürlich gehört deshalb zur Forschung auf dem Gebiet der deutschen Literaturgeschichte die Kenntnis der Literaturen, welche auf die deutsche bestimmend eingewirkt haben. So wird nur der eine wissenschaftliche Einsicht in die Entwickelung der neueren deutschen Poesie gewinnen, welcher die Griechen kennt. Und ist dies schon auf dem Gebiet der Dichtung der Fall, so tritt es uns fast noch handgreiflicher auf dem der Wissenschaft entgegen, deren Entwickelung unter dem deutschen Volke den anderen Haupttheil der deutschen Literaturgeschichte bildet.

Wenn wir die deutsche Sprache und Literatur als die Mitte der deutschen Philologie bezeichnen, so ist doch mit diesen beiden Gegenständen der Umfang der deutschen Philologie bei weitem nicht erschöpft. Vielmehr gehören ihr die anderen Seiten des deutschen Lebens nicht weniger an.

Es gibt Völker, in deren Leben nur die Poesie und bisweilen kaum diese eine nennenswerthe Rolle spielt, während die übrigen Künste ganz in den Hintergrund treten. Nicht so das deutsche Volk. Sowohl die Musik als die bildenden Künste sind in seiner Mitte zu einer großartigen Entfaltung gekommen, und ihre Geschichte bildet deshalb einen wesentlichen Theil der deutschen Philologie. Nicht nur die Geschichte der deutschen Musik, sondern auch die der bildenden Künste, obwohl natürlich selbständige Disciplinen, stehen übrigens mit der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur in engerem Zusammenhang als mancher denkt. Für die Musik brauche ich nur an das Verhältnis von Lied und Melodie zu erinnern. Die Geschichte der bildenden Künste aber bietet in jedem ihrer drei Theile, sowohl in der Baukunst, als in der Skulptur und Malerei, die merkwürdigsten Analogien mit dem Entwickelungsgang der Literatur. Ich will nur beispielsweise auf das Verhältnis der nordfranzösischen Poesie zur deutschen des 12. und 13. Jahrhunderts und auf den engen Zusammenhang der nordfranzösischen Baukunst mit der deutschen hinweisen.

Entspricht die Geschichte der deutschen bildenden Kunst dem Gebiet, welches die Archäologie unter den Disciplinen der klassischen Philologie einnimmt, so tritt den dortigen Antiquitäten die Geschichte von Staat und Gesellschaft, Recht und Sitte auf deutschem Boden gegenüber. Oeffentliches und häusliches Leben, die großen Formen des Staats, wie die kleinen Verhältnisse des bürgerlichen Daseins

bilden hier den Gegenstand der Forschung. Doch wird der große Umfang und die weit auseinandergehende Mannigfaltigkeit der Gegenstände eine Sonderung der einzelnen Gebiete fordern. Gewerbe und Handel einerseits, häusliches Leben und gesellige Sitte andererseits sind besondere Gegenstände der Forschung. Dem Ganzen dient zur Grundlage die geographische und ethnographische Beschreibung des darzustellenden Gebiets. Darauf folgt die Geschichte der öffentlichen Verhältnisse in Staat und Recht. Auch hier wieder gilt es vor allem, das ursprünglich Deutsche zu erkennen, wie es sich in den älteren Perioden unserer Geschichte darstellt. Doch wird es nicht möglich sein, eine gründliche Kenntnis dieser ältesten Zustände zu gewinnen, ohne die anderen germanischen Völker in den Bereich der Forschung zu ziehen, so daß sich an vielen Stellen nothgedrungen und naturgemäß die deutsche Philologie zu einer germanischen erweitert. Aber auch hier wieder würde das Werk nur halb gethan sein, wenn man die deutsche Philologie auf die Untersuchung jener ältesten Zustände beschränken wollte. Vielmehr ist es gerade auch hier eine der wesentlichsten Aufgaben, zu zeigen, wie in die ursprünglichen Verhältnisse fremde Elemente umbildend eingedrungen sind. Wie die neuere deutsche Poesie in nahe Beziehung zu den Griechen getreten ist, so weist uns das deutsche Rechtsleben auf die Römer hin. Aber wie dort das Griechische erst dadurch unserer Literatur wirklich zu gute kam, daß schöpferische Geister es im Sinne des deutschen Wesens neu schufen, so kann auch das aufgenommene Römische unserem

Volke nur dann zum Heile gereichen, wenn es seinem Wesen und seinen Bedürfnissen entsprechend fortgebildet wird.

Ueberblicken wir den bisher geschilderten Umfang der deutschen Philologie und vergleichen ihn mit dem der klassischen, so vermissen wir noch eine Disciplin, welche auf dem Gebiet der klassischen Philologie eine der wichtigsten Stellen einnimmt, nämlich die Mythologie. Hatten wir schon im Bisherigen neben den Aehnlichkeiten auch die Verschiedenheiten im Bau der deutschen und der klassischen Philologie anzudeuten, so tritt uns auf dem Boden der Religion die größte Abweichung entgegen. Durch den Uebertritt des deutschen Volkes zum Christenthum scheidet sich in der deutschen Philologie die Aufgabe in zwei entgegengesetzte Hälften: die eine hat sich mit der ursprünglichen Religion des deutschen Volkes, mit der deutschen Mythologie, zu beschäftigen; die andere mit der Einführung des Christenthums und dem dadurch begründeten religiösen Leben des deutschen Volkes.

Die deutsche Mythologie, unstreitig eine der wichtigsten Disciplinen, läßt sich nicht beschränken auf den Umfang des deutschen Volkes, vielmehr sind in ihr die religiösen Ueberlieferungen aller germanischen Völker zusammenzufassen [6]).

In Bezug auf die Einführung und die Schicksale des Christenthums unter dem deutschen Volke berührt sich die deutsche Philologie in ähnlicher Weise mit der Kirchengeschichte wie bei der Behandlung von Staat und Recht mit der Jurisprudenz. Aber während die Kirchen=

geschichte mehr die Schicksale der Kirche und des Christenthums in den Vordergrund stellt, geht die deutsche Philologie von der Umgestaltung des deutschen Volkes durch das Christenthum aus, verfolgt die religiösen Erscheinungen in der Entwickelung des deutschen Volkes und richtet zugleich ihr Augenmerk auf die Wirkungen des Christenthums in der Sitte, in der Kunst, in der Literatur und in der Sprache des deutschen Volkes. Denn auf allen diesen Gebieten, wie wir sie bisher als wesentliche Theile der deutschen Philologie besprochen haben, nehmen wir die tiefgreifenden Einwirkungen des Christenthums wahr. Bis in den innersten Kern hinein, wie ihn die Sprache des deutschen Volkes birgt, ist die mächtig umgestaltende Kraft des Christenthums gedrungen, indem sie den deutschen Wortschatz in weitem Umfang mit christlichen Anschauungen und Begriffen erfüllt hat.

Der Geist eines Volkes spricht sich endlich in dessen Thaten aus. Wenn wir daher die Darstellung dieser Thaten oder die deutsche Geschichte im engeren Sinn des Worts als einen Theil der deutschen Philologie bezeichnen, so möchte vielleicht die Frage aufgeworfen werden, in welchem Verhältnis wir uns überhaupt die deutsche Philologie zur Geschichte denken und wie wir diese beiden Wissenschaften gegeneinander abgrenzen. Von einer solchen Abgrenzung kann aber in der That auf dem Boden der deutschen Philologie so wenig die Rede sein als auf dem der klassischen. Denn der ganze Inhalt der Philologie gehört der Geschichte an, und der ganze Inhalt der Ge-

schichte gehört in den Bereich der Philologie. Beide Wissenschaften haben denselben Inhalt, nur von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Die Philologie geht von den Zuständen aus, die Geschichte von den Handlungen und Ereignissen. Die Philologie hat deshalb zu ihrem Hauptgegenstand das scheinbar Unveränderlichste: die Sprache, während die Geschichte zu ihrem nächsten Gegenstand das in der Zeit Fortschreitende macht: die Handlungen der Menschen. Aber wie die Thätigkeit der Menschen auf die Zustände und deren Umwandlung einwirkt, so ist andererseits die Unveränderlichkeit der Zustände nur eine scheinbare. Selbst die Sprache gestaltet sich um und gehört somit der Geschichte an. Nur daß ihr Vorrücken oft ein so langsames ist, daß wir, wie beim Zeiger an der Uhr, wohl die Veränderung, nicht aber die Bewegung selbst wahrnehmen. Natürlich aber ist hier nur von den Gebieten der Forschung die Rede, in welche sich die Masse des Stoffes zerlegt. Die künstlerische Darstellung des Historikers wird sich aus den einzelnen Gebieten das auswählen, was ihr zu ihren jedesmaligen Zwecken dienlich scheint.

Den Abschluß der deutschen Philologie, wie den der klassischen, bildet eine encyklopädische Darstellung dieser Wissenschaft nach ihrer historischen Entwickelung und nach der Gliederung ihrer Theile. Die deutsche Philologie erscheint dabei als ein Theil der germanischen und weiterhin der germanisch-romanischen. Und wie diese Völker trotz aller Verschiedenheiten und Gegensätze dennoch in nahem geistigen Bezuge stehen, so wird auch die

Wissenschaft sich eine Encyklopädie der germanisch-romanischen Philologie als Ziel setzen[7]).

Eine weitere Frage ist die, in welcher Weise die deutsche Philologie auf der Universität vertreten werden soll. Diese Frage wird sich zwar nach der Natur der Lehrenden und den Bedürfnissen der Lernenden sehr verschieden beantworten; aber doch gibt es einige Dinge, die für alle Fälle feststehen, weil sie in der Natur der Sache begründet sind. Das Eine ist, daß die deutsche Philologie nur im engsten Bunde mit den ihr verwandten Fächern ihr Ziel erreichen kann. Selbst auf ihrem eigentlichsten Gebiet, auf dem der Sprachforschung, stützt sie sich einerseits auf die klassische Philologie, während sie andererseits mit den orientalischen Studien in nächster Beziehung steht. In der Geschichte der Literatur und der ganzen geistigen Entwickelung des deutschen Volkes sieht sich die deutsche Philologie im weitesten Umfang auf die Einwirkungen hingewiesen, welche die beiden antik klassischen Völker auf das deutsche ausgeübt haben. Es kann deshalb nichts verkehrteres geben, als wenn man die deutsche Philologie mit der klassischen in einen feindseligen Gegensatz zu bringen sucht.

Vollends aber auf dem Boden der übrigen Disciplinen ist die deutsche Philologie gänzlich außer Stande, ihre Aufgabe für sich allein zu erfüllen. Bei dem außerordentlichen Umfang, den sie hier zu umspannen hat, liegt es vielmehr in ihrer Natur, den Ausbau ganzer Gebiete deren besonderen Vertretern zu überlassen. So ist dies namentlich mit dem Rechtsleben des deutschen Volkes der Fall, dessen Er-

forschung einerseits der deutschen Philologie angehört, während es andererseits eine der wichtigsten Seiten der Jurisprudenz bildet.

Das Zweite, was unter allen Umständen festgehalten werden muß, ergibt sich unmittelbar aus dem Gesagten, daß nämlich die deutsche Philologie in eben der Weise und in fast noch höherem Maaß wie die klassische die Sprache und die Literatur als ihre nächsten und wichtigsten Aufgaben zu betrachten hat. Deutsche Grammatik in dem oben angegebenen Umfang, vom Gothischen herunter bis zum Neuhochdeutschen, Auslegung von Schriftwerken aller Perioden, und Geschichte der deutschen Literatur werden deshalb die unerläßlichsten Aufgaben der deutschen Philologie sein. Wie viel davon den Mittelschulen zuzuweisen, wie viel der Universität vorzubehalten sei, ist eine noch nicht entschiedene Frage. Aber von der richtigen Entscheidung dieser Frage wird das Gedeihen der deutschen Philologie zum nicht geringen Theil abhängen.

Bei der Umschreibung der Aufgabe, welche dem Vertreter der deutschen Philologie vor allem obliegt, kommt ferner in Betracht, daß er zugleich der Vertreter der germanischen Philologie ist. Er hat demnach auch die übrigen germanischen Sprachen: das Angelsächsische, Altnordische u. s. w. lehrend zu vertreten. Dies kommt ihm um so mehr zu, als er die Kenntnis jener Sprachen auch für die Erforschung seines engeren, des eigentlich deutschen Gebietes nicht entbehren kann. Denn nicht nur die ältere deutsche Sprache, sondern insbesondere auch die älteste deutsche

Dichtung steht mit jenen anderen germanischen Literaturen in nahem Zusammenhang [8]).

Wie weit sich der Vertreter der deutschen Philologie dann noch über die anderen Fächer seiner Wissenschaft lehrend ausbreiten kann und will, hängt von den Umständen ab. Aber auch wenn er sich lehrend auf Sprache und Literatur beschränkt, kann er doch eben so wenig wie der Vertreter der klassischen Philologie die übrigen Disciplinen entbehren. Denn nur aus der Kenntnis des ganzen Lebens eines Volkes, wie wir sie als die Gesammtaufgabe der deutschen Philologie geschildert haben, erwächst die rechte Einsicht in dessen Sprache und Literatur. Und andererseits wird nur in dieser Weise die deutsche Philologie ihre Aufgabe erfüllen, für alle jene, scheinbar auseinandergehenden Offenbarungen des deutschen Geistes der zusammenhaltende Mittelpunkt zu sein.

Die Aufgabe der deutschen Philologie.

Wir haben in der vorangehenden Abhandlung den Begriff der deutschen Philologie festzustellen versucht. Wir fanden als ihren Gegenstand die Entwickelung des deutschen Volkes in Sprache und Literatur, Recht und Sitte, Kunst und Religion, Schicksalen und Thaten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Und zwar erkannten wir als den Mittelpunkt der deutschen Philologie und deren nächste Aufgabe die Erforschung der deutschen Sprache und Literatur, ganz so, wie auch für die klassische Philologie die Sprachen und Literaturen der Griechen und Römer die nächste Aufgabe bilden. Mit diesen Bestimmungen ist der Begriff der deutschen Philologie in theoretischer Beziehung erschöpft. Es fragt sich aber weiter: Welche Aufgabe hat diese Wissenschaft in praktischer Beziehung? Welche Stellung hat sie im Leben einzunehmen?

Was sich gleich beim ersten Blick uns aufdrängt, ist die Beobachtung, daß die deutsche Philologie sich mit einem

Gegenstand beschäftigt, welcher durch alle Arten von Schulen hindurchgreift, von der untersten Dorfschule an bis zur höchsten Bildungsanstalt des Landes: der Universität. Der Dorfschullehrer, der seinen Schülern die Elemente der deutschen Schriftsprache beibringt, behandelt in seiner Weise eine Materie, die andererseits einen wichtigen Theil der höchsten wissenschaftlichen Forschung bildet. So ist das Deutsche ein Hauptgegenstand des Unterrichts in allen niederen, mittleren und hohen Schulen; und auch was sonst die Schulen trennt: die Aufgabe, entweder für die wissenschaftlichen Berufsarten, oder für das gewerbliche Geschäftsleben zu bilden, findet sich durch unseren Gegenstand vereinigt. Die Höhere Bürgerschule sieht wie das Gymnasium im Deutschen einen ihrer wesentlichsten Lehrgegenstände.

Wir könnten deshalb unsere Erörterung, welche Stellung die deutsche Philologie den verschiedenen Unterrichtsanstalten gegenüber einnimmt, ebensowohl mit den untersten Elementarschulen beginnen wie mit der Universität. Da aber die deutsche Philologie als Wissenschaft im strengsten Sinne des Worts nur der Universität angehört und von dieser aus ihren Einfluß auf die übrigen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar verbreitet, so wollen wir die Universität in die Mitte unserer Betrachtungen stellen. Wir thun dies um so mehr, weil auf der Universität die theoretische Aufgabe der deutschen Philologie und die praktische sich unmittelbar berühren.

Die Ueberlieferung und Fortbildung der Wissenschaft ist Aufgabe der Universität. Der Lehrende soll durch seine

Vorträge den Geist der Forschung in seinen Zuhörern wecken und sie so zu einer lebendigen Theilnahme an der Wissenschaft heranziehen. Dies gilt keineswegs bloß von denen, welche selbst wieder die Wissenschaft zu ihrem Lebensberuf machen, sondern von seiner ganzen Zuhörerschaft. Findet sich aber unter derselben ein solcher, der durch Begabung und inneren Trieb berufen ist, die Wissenschaft der deutschen Philologie zur Aufgabe seines Lebens zu machen, so gibt ihm die Universität die bisherigen Erwerbungen der Wissenschaft als Grundlage und die Methode der Forschung als Leitfaden zur eigenen Weiterbildung.

Wollte man jedoch dies Letztere: die Bildung solcher Männer, welche die wissenschaftliche Forschung zu ihrem Lebensberuf machen, für die einzige Aufgabe unserer Universitäten halten, so würde man deren Wesen völlig verkennen. Die Aufgabe der Universität ist durchaus nicht bloß eine rein wissenschaftliche; die eigentlichste Aufgabe der Universität ist vielmehr die Vermittlung der Wissenschaft und des praktischen Lebens. Daß man bald die eine, bald die andere dieser beiden Seiten verkannt hat, das hat sowohl den Universitäten als unserem ganzen geistigen und öffentlichen Leben nicht geringen Schaden gethan.

Daß die Universität ohne alle Absicht auf künftigen Erwerb besucht werden kann, nur zur eigenen Ausbildung und aus Liebe zur Wissenschaft, versteht sich von selbst, und ebenso, daß eine möglichst große Ausbreitung dieser Art, die Universität zu benützen, in hohem Grad zu wünschen ist.

Aber dadurch dürfen wir uns über die wirkliche Sachlage nicht täuschen lassen.

Es ist Thatsache, daß die große Mehrzahl derer, die auf deutschen Universitäten studieren, ihre Vorbildung für das Leben auf denselben sucht. Mit anderen Worten: Nur eine sehr kleine Minderheit macht Universitätsstudien ohne die Absicht, in Zukunft mit Hülfe des Gelernten ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Bei den drei eigentlichen Berufsfakultäten wird dies ohnehin niemand läugnen, und deren Angehörige bilden auf unseren Universitäten die weit überwiegende Mehrzahl. Aber auch unter den Angehörigen der philosophischen Fakultät studiert nur ein sehr mäßiger Theil lediglich zu seiner eigenen Ausbildung und ohne die Absicht, auf das Erlernte seine Stellung im Leben zu gründen. Die Meisten wollen vielmehr als Lehrer oder sonstwie die Früchte ihrer Studien ernten.

Wer nun in alle dem schon an sich etwas gemeines sehen wollte, der würde eine ganz verkehrte Vorstellung vom Beruf der studierten Stände haben. Nicht im praktischen Beruf, sondern in der gemeinen Auffassung desselben liegt der Schaden. Nicht vor der angeblich unwürdigen Absicht, einmal Pfarrer, Richter oder Arzt werden zu wollen und darauf seine Kraft zu richten, ist der Jüngling zu warnen, sondern davor, daß er den hohen Beruf, den er sich erwählt, nicht durch eine gemeine Lebensansicht herabwürdige. Er ist darauf hinzuweisen, daß er sein Ziel nur dann in würdiger Weise erreichen wird, wenn er seinen Beruf in höchster und idealster Weise auffaßt. Thut er

dies, so wird er auch von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß nur die gründlichste wissenschaftliche Bildung ihn zu seinem Beruf tüchtig machen kann.

Man wird uns bei unseren Ansichten von der Aufgabe der Universitäten gewiß nicht im Verdacht haben, daß wir nicht das größte Gewicht auf die tüchtige Vorbereitung für den speziellen Lebensberuf legen. Aber eine wirklich wissenschaftliche Bildung erwirbt sich auch im Spezialfach nur auf der Grundlage einer umfassenden allgemeinen Bildung. So wie aber einerseits das Studium des Berufsfaches auf die Nothwendigkeit einer gründlichen allgemeinen Bildung hinweist, so ist dies andererseits noch mehr der Fall, wenn der studierende Jüngling seine künftige Lebensstellung in's Auge faßt. Denn hier sollen die studierten Stände den Kern des Volkes ausmachen, wo es sich um höhere Geistesbildung handelt. Der Geistliche, der studierte Beamte, der Arzt sollen sich im Kreise ihrer Volksgenossen durch echte, edle Bildung hervorthun. Wo dies nicht der Fall ist, da zeigt sich ein Mißverhältnis, das nicht nur dem Einzelnen, sondern dem ganzen Stand, ja dem gesammten Volke zu schwerem Schaden gereicht.

Bevor wir zu unserem besonderen Gegenstand zurückkehren können, müssen wir aber noch eine andere Frage berühren, die Frage nämlich, wo die studierten Stände sich die allgemeine Bildung, von der wir sprechen, erwerben sollen. Darauf lautet die einfache Antwort: Auf dem Gymnasium und der Universität. Der gesunde Theil unserer wissenschaftlich Gebildeten und unseres höheren Lehr=

standes an Universitäten und Gymnasien hegt an der Richtigkeit dieser Antwort keinen Zweifel. Wo die deutschen Universitäten in wirklicher Blüthe standen, da gaben die Auditorien unserer Philosophen und Historiker, unserer Philologen und Naturforscher davon Zeugniß, daß der bessere Theil unserer Studentenschaft nicht der Ansicht ist, mit dem Gymnasialabsolutorium seine allgemeine Bildung abgeschlossen zu haben[9]).

Für das Unterscheidende der Bildung, die man auf Gymnasien und Universitäten erwirbt, gilt mit Recht die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen. So lange Europa nicht in Barbarei versinkt, werden wir uns am Studium der griechischen und römischen Klassiker bilden. Die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen ist das, was die studierten Stände unter sich vereinigt und sie von ihren übrigen Volksgenossen unterscheidet. Was aber verbindet sie mit ihren übrigen Volksgenossen? Das allen gemeinsame Deutsche.

Es hat eine Zeit gegeben, in welcher sich die lateinische Bildung streng gegen das Deutsche abschließen wollte. Der Gelehrte sollte lateinisch schreiben, sprechen und denken; das Deutsche behandelte er mit äußerster Geringschätzung und that sich nicht wenig darauf zu gut, sich mit dem Gebrauch dieser gemeinen Sprache nicht zu beflecken. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, das sei die Zeit gewesen, in der man besonders tief in den Geist des klassischen Alterthums eingedrungen sei. Im Gegentheil: der Aufschwung der klassischen Philologie geht bei uns Deutschen Hand in

Hand mit der Blüthe der deutschen Literatur. Goethe und Friedrich August Wolf sind Zeitgenossen und Freunde. Ja gerade die klassische Philologie in ihrer tieferen Auffassung hat nicht wenig dazu beigetragen, uns zu einer richtigeren Schätzung des Volksthümlichen zu führen, indem sie uns an den Griechen und Römern die Entwickelung von Staat, Literatur und Kunst aus der eigenthümlichen Begabung der Völker nachwies.

Wenn nun das Deutsche das Element ist, das die Deutschen aller Stände durchdringt, so kann es auch keinem Zweifel unterliegen, daß die studierten Stände vor allen den Beruf haben, dies Element zu pflegen und sich eine gründliche Kenntnis desselben anzueignen. Das Deutsche ist für sie so gut wie für die Uebrigen der Mittelpunkt der allgemeinen Bildung. Vor allem Unterricht ist das Deutsche der Träger der geistigen Entwickelung; es umspannt alle Stufen der Schulbildung und findet auf der Universität seine streng wissenschaftliche Behandlung.

Deutsche Männer zu bilden, ist die Aufgabe aller unserer Schulen, und die gelehrten Schulen — Gymnasium und Universität —, weit entfernt, von dieser Aufgabe losgezählt zu sein, haben vielmehr die Bestimmung, in dieser Beziehung das Höchste zu leisten, was überhaupt durch die Schule geleistet werden kann. Alle die hohen und edlen Elemente, die ihr die Griechen und Römer einerseits, das Christenthum andrerseits bieten, sollen im Deutschen ihre Einigung finden. Denn unter dem deutschen Volk zu wirken, sind ihre Zöglinge bestimmt, und eben deswegen

müssen sie gerade in dem Element, das sie mit dem ganzen Volke gemein haben, einen hervorragenden Grad von Bildung besitzen.

So wie das Studium der Griechen und Römer den Blick über die vaterländischen Grenzen hinaus erweitert und eben durch die Aufnahme des herrlichsten Fremden unsern Geist bildet und veredelt, so öffnet uns die Einsicht in die Entwickelung unseres eigenen Volkes das Verständnis unserer deutschen Volksthümlichkeit. Diese Einsicht aber wird nur gewonnen, wenn wir uns in den Stand setzen, die Entwickelung des deutschen Volkes in Sprache, Literatur und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu verfolgen. In welcher Weise und in welchem Umfang dies zu ermöglichen sei, ohne den unerschütterlichen Grundlagen unserer klassischen Bildung zu nahe zu treten, ist an einem anderen Orte gezeigt worden, und ebenso, wie wir uns die Theilung der Arbeit zwischen dem Gymnasium und der Universität denken. Wir wollen deshalb hier unsere Ansicht nur mit wenigen Worten dahin zusammenfassen: Das Gymnasium, im weitesten Sinne des Worts, soll seinen Schülern Richtigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der deutschen Sprache, Ordnung und Geschmack im Ausdruck der Gedanken[10]) und die erste Einführung in die Kenntnis des deutschen Sprachbaues und der deutschen Literatur geben. Die zuletzt genannten hochwichtigen Aufgaben des Gymnasiums fordern, daß die Schüler mit den Elementen der älteren deutschen Sprache bekannt gemacht werden. In welchem Umfang dies ge-

schehen kann und soll, das wird zunächst noch ein Gegenstand der Verhandlung bleiben. Eine Hauptrücksicht wird dabei sein, daß die Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauch der neuhochdeutschen Schriftsprache durch altdeutsche Studien nicht beeinträchtigt werden darf. Eben deshalb wird vielleicht bei der Entscheidung jener Frage in den verschiedenen Theilen Deutschlands nicht ganz gleichmäßig verfahren werden können. Nur darüber darf keine Meinungsverschiedenheit stattfinden, daß alles, was getrieben wird, in seiner Weise gründlich behandelt werden muß. Die Gründlichkeit soll aber natürlich nicht darin gesucht werden, daß gleich von vornherein alles und jedes zur Sprache gebracht werde, sondern darin, daß man mit den Elementen beginnt und dadurch eine Grundlage schafft, auf welcher später weiter gebaut werden kann. So wird dann die Universität ihrer Aufgabe entsprechen können, die, welche Beruf oder Neigung nach dieser Seite zieht, tiefer in die germanische Sprachforschung einzuweihen.

Wenn wir dem Gymnasium die erste Einführung in die deutsche Literatur zuweisen, so ist dies eine Aufgabe von eben so hoher Wichtigkeit wie großer Schwierigkeit. Auf der Grundlage, die das Gymnasium legt, hat dann die Universität weiter zu bauen. Daß die eigentlich wissenschaftliche Behandlung der deutschen Literatur erst auf der Universität eintreten kann, liegt in der Natur der Sache, und nur der könnte diese Ansicht bestreiten, der auch die gesammte philosophische Spekulation dem Gymnasium einverleiben wollte.

Wir haben im Bisherigen den Beruf, welchen die deutsche Philologie allen auf der Universität Studierenden gegenüber hat, besprochen. Die deutsche Philologie hat aber noch eine andere wichtige Aufgabe zu erfüllen. Die Universität bildet die Lehrer für die Mittelschulen, sowohl für die Gymnasien als für die Anstalten, die sich eine höhere Bürgerbildung zum Ziel setzen. Welche Stellung soll nun zuvörderst die deutsche Philologie auf der Universität den künftigen Gymnasiallehrern gegenüber einnehmen? Soll unser Ziel sein, besondere Lehrer des Deutschen für unsere Gymnasien zu bilden, so daß diese Lehrer des Deutschen sich von den klassischen Philologen absonderten, während andererseits die klassischen Philologen jeder Berührung mit den deutschen Studien fern blieben? Ich würde ein solches Bestreben für ein sehr verkehrtes halten. Natürlich kann es geschehen, daß ein deutscher Philolog einen Theil des deutschen Unterrichts an einem Gymnasium übernimmt, und es kann ein solches Verhältnis für dies Gymnasium ein sehr segensreiches sein. Wenn es sich aber um allgemeine Einrichtungen handelt, so würde eine durchgreifende Auseinanderreißung des deutschen und des klassischen Unterrichts ein ebenso fruchtloses wie verderbliches Bemühen sein. Fruchtlos: denn die Lehrer der klassischen Philologie werden fort und fort bei den verschiedenartigsten Unterrichtsgegenständen, namentlich beim Uebertragen der antiken Klassiker in unsere Muttersprache deutschen Unterricht ertheilen. Verderblich: denn gerade die beständige Wechselwirkung zwischen dem Antik-klassischen und dem Vaterländisch-deutschen gibt unseren Gymnasien ihre hohe Bedeutung.

Ohne deshalb der Vertheilung des Unterrichts vorgreifen zu wollen, wie sie an den einzelnen Anstalten nach Maßgabe ihrer Lehrkräfte am zweckmäßigsten sein mag, dürfen wir als ausgemacht annehmen, daß eine durchgreifende Trennung des klassischen und des deutschen Unterrichts weder möglich noch wünschenswerth ist. Wenn aber alle Lehrer der klassischen Sprachen sich mehr oder weniger am deutschen Unterricht betheiligen, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß sie auch alle mindestens einige wissenschaftliche Kenntnis dieses Lehrgegenstandes haben müssen. Ganz abgesehen von der Ertheilung des altdeutschen Unterrichts ergibt sich hieraus für alle künftigen Lehrer der klassischen Sprachen an deutschen Gymnasien die Verpflichtung, sich mit dem Bau ihrer Muttersprache bekannt zu machen.

Wie aber nach der sprachlichen Seite, so ist in Bezug auf die deutsche Literatur dem Gymnasiallehrer eine etwas eingehendere Kenntnis unerläßlich. Ich bin sicherlich weit entfernt, unseren klassischen Philologen ihre hingebende Bewunderung der Griechen und Römer zum Vorwurf machen zu wollen. Wer den herrlichen Gebilden der antiken Literatur jemals nahe getreten ist, der weiß auch, wie mit der wachsenden Erkenntnis die Bewunderung steigt. Aber dahin darf natürlich diese Bewunderung nicht führen, daß man sich von dem eigenen Volk und dem eigenen Vaterland abwendet. Die Lehrer der klassischen Sprachen an unseren Gymnasien haben deutsche Knaben und deutsche Jünglinge vor sich. Sie sollen sie nicht zu Griechen und Römern heranbilden, sondern sie sollen das Griechische und Römische

dem Deutschen dienstbar machen. Aber ich brauche hierüber nicht viele Worte zu verlieren. Denn gerade die trefflichsten unter unseren klassischen Schulmännern selbst sind weit entfernt, das hier Gesagte zu bestreiten. Sie schöpfen vielmehr aus den griechischen und römischen Klassikern die Mittel, die Liebe zum Vaterland in ihren Schülern zu wecken und zu stärken. Und wo fände sich auch eine trefflichere Schule der Vaterlandsliebe als gerade in den Griechen und Römern?

Sollte etwa jemand die Besorgnis hegen, es möchten die klassischen Studien unserer Philologen unter einer solchen Betheiligung am Deutschen leiden, so könnte dies nur herrühren von einer Verkennung dessen, was wir wollen. Der sehr mäßige Aufwand von Zeit und Kraft, den wir für die deutschen Studien unserer klassischen Philologen in Anspruch nehmen, würde sich für ihre ganze Ausbildung und für ihre künftige Lehrwirksamkeit reichlich bezahlt machen. Sollte sich aber die Besorgnis etwa darauf beziehen, daß man fürchtete, die Gründlichkeit der griechisch-lateinischen Studien möchte durch die Beschäftigung mit dem Deutschen leiden, so ist darauf zu erwiedern, daß vielmehr die selbstverständlich nicht im mindesten zu ermäßigende Strenge der klassischen Studien auch dem Betrieb des Deutschen zum Vortheil gereichen soll.

Wie den Gymnasien, so nimmt den Höheren Bürgerschulen gegenüber die deutsche Philologie eine wichtige Stellung ein. Die Ansichten über diese Gründung der neueren Zeit sind noch sehr schwankend. Aber in zwei Punkten

kommen die meisten unter ihren Vertretern überein, nämlich erstens darin, daß einerseits die Mathematik und die Naturwissenschaften eine Hauptgrundlage dieser Anstalten abzugeben haben, und zweitens darin, daß andererseits das wesentlichste humane Bildungselement in denselben die neueren Sprachen und Literaturen sind. Denn wenn auch das Lateinische in den Schulplan der Höheren Bürgerschule Aufnahme findet, so wird man sich doch schwerlich der Erwartung hingeben, daß die Schüler der Höheren Bürgerschule, einmal in's praktische Leben eingetreten, ihre Geistesnahrung in dem Grundtext der römischen Klassiker suchen werden. Vielmehr werden die neueren Sprachen und Literaturen, vor allem die deutsche und neben ihr insbesondere die englische und französische, die freien Stunden unserer gebildeten Geschäftsmänner ausfüllen. Die Griechen und Römer aber werden in der Regel auch die tüchtigsten unter ihnen, wofern sie nicht Gymnasien und Universitäten besucht haben, nicht im Grundtext, sondern in deutschen Uebersetzungen und somit gewissermaßen als einen Theil der deutschen Literatur lesen.

Man sieht, von welcher Wichtigkeit die richtige und wirklich bildende Behandlung der neueren Sprachen und Literaturen an der Höheren Bürgerschule ist. Im Gefühle dieser Wichtigkeit hat man bereits die ehrenwerthesten Anstrengungen gemacht, um den Unterricht in den neueren Sprachen auf eine seiner würdige Stufe zu heben. Aber gerade die Vertreter dieser Bestrebungen läugnen am wenigsten, daß hier noch außerordentlich viel zu thun ist. Die

schwierige Aufgabe ist, für die neueren Sprachen Lehrer zu bilden, die praktische Fertigkeit mit wissenschaftlicher Einsicht verbinden. Daß für den Lehrer der neueren Sprachen an einer Höheren Bürgerschule praktische Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache, die er lehren soll, unerläßliche Bedingung ist, darüber kann kein Zweifel sein. Daß aber diese bloße Fertigkeit im Gebrauch der Sprache nicht genügt, wenn der Unterricht die geistig bildende Kraft haben soll, die wir von ihm verlangen, das wird gleichfalls kein ernster Freund der höheren Bürgerbildung in Abrede stellen.

Was die wissenschaftliche Seite in der Behandlung der neueren Sprachen betrifft, so wird man sich nicht länger der Einsicht verschließen können, daß die Universität die Lehranstalt ist, welche auch für diesen wichtigen Zweig des Unterrichts die wissenschaftliche Spitze zu bilden hat. Außer dem Lehrstuhl für deutsche Philologie wird an jeder Universität eine ordentliche Professur für romanische Sprachen und Literaturen zu errichten sein, welche in der Regel auch das Englische in ihren Kreis ziehen wird, obschon dies natürlich zugleich dem Professor der deutschen Philologie als Vertreter der germanischen Sprachen angehört. Von welchem Einfluß eine solche Professur auf die Behandlung der neueren Sprachen auf Schulen ist, das zeigt sich gegenwärtig schon, wenn man die Theile Deutschlands, in welchen derartige Professuren bestehen, mit denen vergleicht, in welchen dies nicht der Fall ist.

Wie aber soll nun die Ausbildung von tüchtigen Lehrern der neueren Sprachen, insbesondere des Englischen und Französischen, stattfinden? Ich denke mir dieselbe so: Das wissenschaftliche Studium dieser Sprachen und ihrer Literaturen wird auf der Universität gemacht. Vorausgesetzt wird also eine solche Kenntnis des Lateinischen und Griechischen, wie sie das Gymnasium gewährt. Schüler Höherer Bürgerschulen, die sich auf der Universität zu Lehrern der neueren Sprachen ausbilden wollen, hätten also durch privaten Fleiß das Gymnasialabsolutorium zu erwerben. Diese Forderung ist durchaus keine übertrieben schwierige, da man annehmen muß, daß nur solche Schüler der Höheren Bürgerschule, die besonderes Talent zu Sprachen haben, sich dem Studium der neueren Sprachen widmen werden. Einem Schüler, dessen Begabung auf dieser Seite liegt, wird aber die Erwerbung solcher Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen, wie sie zum Gymnasialabsolutorium verlangt werden, keine unübersteiglichen Schwierigkeiten bereiten, zumal wenn ihm die Höhere Bürgerschule während seines Aufenthaltes auf derselben in den Fächern, die seinem künftigen Lebensberuf ferner liegen, einige Erleichterung gewährt, und wenn er sich dann nach dem Abgang von der Höheren Bürgerschule nur etwa ein Jahr lang ganz dem Lateinischen und Griechischen widmen könnte.

Man glaube nicht, daß wir im vorliegenden Fall nur aus hergebrachter Gewöhnung auf dieser Forderung des Gymnasialabsolutoriums zum Besuch der Universität bestehen. Zwar wird die Absolvirung eines Gymnasiums

immer die Regel bleiben für den Besuch der Universität, wenn nicht die Behandlung der Wissenschaft auf unseren höchsten Lehranstalten ihre bisher bewahrte Gediegenheit einbüßen soll. Aber gerade die Errichtung und Hebung der Höheren Bürgerschulen wird auch den Schülern solcher Anstalten den Zugang zur Universität öffnen, wenn sie sich hier in Mathematik, Chemie, Physik u. s. f. weiter auszubilden wünschen. Ich würde es für eine unbegründete Härte halten, wenn man in solchen Fällen auf dem Beibringen des Gymnasialabsolutoriums bestehen wollte, wofern nur in Betreff der Matrikel für die nöthigen Unterscheidungen gesorgt wird. Ganz anders aber liegt die Sache in unserem Fall. Wer sich dem wissenschaftlichen Studium der neueren Sprachen widmet, der hat eine solche Kenntnis des Lateinischen und Griechischen, wie sie für das Absolutorium vom Gymnasium verlangt wird, unbedingt nöthig. Erstens, weil die wissenschaftliche Behandlung der neueren Sprachen auf der Universität eine solche Kenntnis des Lateinischen und Griechischen voraussetzt, und zweitens weil der Studiosus der neueren Sprachen auch auf der Universität den Besuch der Vorlesungen über Gegenstände der griechisch-römischen Philologie nicht vernachlässigen soll.

Als sein eigentliches Fachstudium hätte der künftige Lehrer der neueren Sprachen die romanische und englische Philologie[11]) in Verbindung mit der deutschen zu betrachten. Denn wie wir von dem Lehrer des Griechischen und Lateinischen am Gymnasium wissenschaftliche Kenntnis des Deutschen verlangten, so tritt diese Forderung in gleicher

3

Weise bei dem Lehrer der neueren Sprachen an der Höheren Bürgerschule ein. Daß das wissenschaftliche Studium des Englischen ein Zurückgehen auf das Angelsächsische verlangt, versteht sich ohnehin von selbst. Aber nicht von diesem Zusammenhang englischer und deutscher Studien, insofern sie beide der germanischen Philologie angehören, sprechen wir hier; sondern wir haben vielmehr im Auge, daß die Lehrer des Englischen und Französischen an unseren Höheren Bürgerschulen in der Regel auch die wichtigsten Theile des deutschen Unterrichts zu übernehmen haben werden. Und selbst da, wo der eigentliche deutsche Unterricht von dem Lehrer eines anderen Faches ertheilt wird, üben doch die Lehrer des Englischen und Französischen auf die deutsch-sprachliche Ausbildung der Schüler den wesentlichsten Einfluß.

Aber wir haben noch einen anderen, tiefer liegenden Grund, weswegen wir das Studium der fremden neueren Sprachen mit dem des deutschen unzertrennlich verbinden möchten. Der Lehrer des Französischen und Englischen ist durch seine Beschäftigung darauf hingewiesen, sich in das Ausländische hineinzuleben. Um so mehr bedarf seine Bildung eines deutschen Gegengewichts, wenn er nicht seinem eigenen Volk entfremdet werden soll. Er hat als Lehrer das Englische und Französische auf das Deutsche zu beziehen und die fremde Bildung der deutschen dienstbar zu machen. Ebendeshalb muß der Lehrer des Englischen und Französischen nach Geist und Gesinnung nur um so fester im Deutschen wurzeln und in deutscher Sprache und Literatur den Kern seiner Bildung besitzen. Diese Begründung in deut-

scher Bildung wird dann auch die Kandidaten des Lehramts vor der Entfremdung von vaterländischer Sprache und Sitte schützen, welche nach Vollendung ihrer Universitätszeit ihre Fortbildung durch einen Aufenthalt in Frankreich oder England suchen.

Wir haben uns nicht ohne Absicht etwas länger bei der Ausbildung der Lehrer für die neueren Sprachen an der Höheren Bürgerschule verweilt. Denn die germanische und romanische Philologie ist die Grundlage der humanen Bildung auf diesen Anstalten. Nicht als sollten ihre Schüler zu germanischen oder romanischen Philologen ausgebildet werden. Davon ist keine Rede. Aber ihre Lehrer müssen eine wissenschaftliche Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen, damit deren Früchte der allgemeinen Bildung der Schüler zu gute kommen.

Ueber die Behandlung des Deutschen auf der Höheren Bürgerschule habe ich mich an einem anderen Ort ausgesprochen. Ich will hier nur in der Kürze wiederholen, daß Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauch der deutschen Schriftsprache und eine dem Alter der Schüler entsprechende Kenntnis unserer Literatur mir die Ziele der Höheren Bürgerschule zu sein scheinen. Was namentlich den letzteren Punkt betrifft, so ist natürlich an eine wissenschaftliche Behandlung der Literaturgeschichte, wie der Lehrer selbst sie auf der Universität gehört hat, nicht zu denken. Aber die Einführung in die Literatur von der Höheren Bürgerschule auszuschließen, würde sowohl im Deutschen als im Engli-

schen und Französischen ein verhängnißvoller Mißgriff sein. Durch eine verständige, sich möglichst auf die wahrhaft klassischen Werke beschränkende Behandlung der Literatur soll der Schüler nicht bloß für seine Schulzeit, sondern für sein ganzes Leben die Anleitung zu einer wahrhaft bildenden Lektüre bekommen. Daß wir aber gerade für die Höhere Bürgerschule das größte Gewicht auf das Deutsche legen, das mag dem wunderlich vorkommen, der für unsere Geschäftsleute kein anderes Ziel kennt als den Gelderwerb. Wer aber in diesen Ständen eine der wesentlichsten Grundlagen unseres deutschen Bürgerlebens sieht, der wird auch nicht in Abrede stellen, daß die Pflege deutscher Bildung gerade hier von der höchsten Bedeutung ist.

Eine dritte, sehr wichtige Aufgabe hat die deutsche Philologie den Volksschulen gegenüber. Natürlich ist nicht davon die Rede, daß irgendwelche deutsch-philologische Gelehrsamkeit in die Volksschulen eingeführt werden sollte. Ja selbst zu den Lehrern der Volksschulen steht der Vertreter der deutschen Philologie nur in mittelbarer Beziehung. Aber diese Beziehung ist eine um so wichtigere. Man mag den Volksschulen eine Stellung geben, welche man will, immer werden sie in ein Verhältnis zu den studierten Ständen treten. Die Lehrer der Volksschulen werden in Anstalten gebildet, die unter der Leitung eines Mannes stehen, der seine Studien auf der Universität gemacht hat. Die Volksschulen selbst stehen unter der Aufsicht studierter Theologen oder Juristen. Durch die verschiedensten Bande also sind die studierten Stände mit den Volksschulen verknüpft.

Der wichtigste Gegenstand der Volksschule nächst der Religion ist das Deutsche. Die mannigfachen Mißgriffe, die man in der Behandlung des deutschen Unterrichts gemacht hat, dürfen uns nicht verleiten, die Bedeutung des Deutschen für die Volksschule zu unterschätzen. Deutsch ist die einzige Sprache, in welcher der Theil des Volkes seine Bildung findet, dessen Unterricht mit der Volksschule abschließt. Die deutsche Schriftsprache ist die einzige Sprache, die dieser Theil des Volkes schulmäßig erlernt. Das ist die Sprache, in welcher die Bücher geschrieben sind, aus denen er die Bildung seines Geistes und seines Herzens schöpft. Denn man vergesse nicht, daß auch die Bibel für diesen unermeßlich größten Theil unseres Volkes ein deutsches Buch ist.

Es ist also von der größten Wichtigkeit, daß das Deutsche in der Volksschule richtig behandelt wird. Wir müssen aber diesem Gegenstand eine um so höhere Bedeutung beilegen, als wir Gefahr laufen, durch eine falsche Behandlung desselben nicht nur die rechte Bildung des Volkes zu verfehlen, sondern auch dessen Naturgrundlage zu zerstören.

Daß der deutsche Unterricht in der Volksschule richtig angefaßt werde, das hängt vorzüglich davon ab, daß die Lehrer in dieser Beziehung die rechte Bildung erhalten, und die Volksschulen von solchen Männern beaufsichtigt werden, die wissen, um was es sich handelt. Ich bin nun weit entfernt, den vielen trefflichen Männern, die sich unter den Leitern unseres Volksschulwesens finden, irgendwie zu nahe

treten zu wollen. Aber das wird man nicht selten mit Verwunderung gewahr, daß gar manche unter ihnen noch nicht einmal von den Fragen berührt worden sind, um die es sich auf diesem außerordentlich schwierigen Gebiete handelt, geschweige denn, daß sie jemals über deren Lösung nachgedacht hätten. Doch gerade die tüchtigsten fühlen öfters bei tieferem Nachdenken die empfindliche Lücke, die ihre eigene Bildung auf diesem Gebiete gelassen hat.

Die Aufgabe aller derer, welche dereinst Volksschullehrer zu bilden oder Volksschulen zu beaufsichtigen haben, wird es sein, sich die nöthige Einsicht in jenen neben der Religion wichtigsten Gegenstand der Volksschule zu verschaffen. Der Vertreter der deutschen Philologie auf der Universität aber wird diesem Bedürfnis nach Kräften entgegenkommen. Es handelt sich dabei nicht bloß um die deutsche Sprache, sondern um die ganze menschliche Bildung des Volkes. Der Professor der deutschen Sprache und Literatur befindet sich, wenn auch nur mittelbar, der Volksschule gegenüber in einem ähnlichen Verhältnis wie der klassische Philolog dem Gymnasium gegenüber. Natürlich aber wird der Vertreter der deutschen Philologie nicht aus einer vorgefaßten Theorie, und ohne sich um die praktische Erfahrung zu kümmern, dem Volksschullehrer oder dem Beaufsichtiger der Volksschule dreinreden. Vielmehr wird er selbst die Volksschule zum Gegenstand seines Studiums machen und in praktischen Dingen gerne von den Männern lernen, die den Volksunterricht zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben.

Blicken wir noch einmal zurück auf den ganzen Verlauf unserer Erörterung, so sehen wir, wie das Deutsche der Gegenstand ist, welcher die Bildung aller Klassen und Berufsarten von den höchsten bis zu den niedersten mit einander verknüpft. Wir erkennen zugleich, in welcher Weise dies der Fall ist: nicht so, daß allen das Gleiche zugemuthet würde, sondern so, daß Umfang und Behandlung sich nach den verschiedenen Lebensstellungen bemißt. Aber das Gemeinsame, das durch alle Stufen der Bildung hindurchgeht, verbindet die Vertreter der höchsten Bildung auch mit dem letzten ihrer Volksgenossen. Man sagt zwar, die Vaterlandsliebe sei überhaupt kein Erzeugniß der Bildung und der Schule, sondern sie erwachse auf dem Boden der Natur. Wir sind weit entfernt, dem zu widersprechen. Denn sicherlich ist die Vaterlandsliebe, die Liebe zum eigenen Volke vorhanden vor aller Kultur und Schulbildung. Aber eben demselben Boden der Natur erwächst dann eine naturgemäße vaterländische Bildung des Volkes. Man wendet ferner ein, daß der wissenschaftlich gebildete Deutsche dem wissenschaftlich gebildeten Franzosen, Engländer u. s. w. viel näher stehe als dem deutschen Bauern oder Handwerker. Aber eben weil dies in gewisser Hinsicht der Fall ist, thut es um so mehr noth, das Bewußtsein der Volksgenossenschaft in allen Ständen zu stärken. Denn kommt es erst einmal dahin, daß die höher gebildeten Stände das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der breiten Grundlage der deutschen Bevölkerung einbüßen und ohne Herz für das eigene Volk über ihre deutschen Landsleute hinweg den

fremden Standesgenossen die Hand bieten, so sind wir als Volk verloren.

Wenn so die deutsche Philologie den Beruf hat, das Gefühl der Gemeinsamkeit in allen Schichten unseres Volkes zu stärken, so ist sie doch andererseits weit entfernt, das deutsche Volk von den übrigen feindselig abtrennen zu wollen. Als Theil der germanischen und weiterhin der germanisch-romanischen Philologie weist sie vielmehr den engen Zusammenhang der begabtesten Völker Europa's nach und begründet eine Wissenschaft des germanisch-romanischen Geistes und des neueren europäischen Völkerlebens [12]), die auf die ganze Auffassung der höchsten Probleme der Wissenschaft und des Lebens von der tiefsten Einwirkung sein wird.

Die Aufgabe der deutschen Universitäten.

Rede, gehalten beim Antritt des Prorektorats der Universität Erlangen am 4. Nov. 1858.

Kollegen! Kommilitonen! Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich die Aufgabe der deutschen Universitäten zum Gegenstand meiner heutigen Rede wähle, so sollte man meinen, es sei dies eine längst abgethane und völlig auf's Reine gebrachte Sache. Wir überzeugen uns aber bald, daß trotz der vortrefflichen Schriften, die wir über unser Universitätswesen besitzen, dem nicht so ist, wenn wir sehen, wie weit auch heute noch die Ansichten über diesen Gegenstand auseinandergehen. Auf der einen Seite finden wir da die Meinung, die Universitäten seien Anstalten, um dem Staat und der Kirche die nöthige Anzahl von Dienern abzurichten. Alles, was nicht unmittelbar anzuwenden ist, erscheint dieser Ansicht als überflüssiger Zeitverderb, und namentlich gilt ihr eine tiefere allgemein wissenschaftliche Bildung für unnütz, wo nicht gar für schädlich. Ich gebe gern zu, daß

diese Ansicht nur selten in solcher grundsätzlichen Schroffheit hervortritt. Um so häufiger aber liegt sie den Urtheilen über einzelne Fragen des Universitätslebens unbewußt zu Grunde.

Auf der anderen Seite macht sich im Gegensatz zu der bisher geschilderten Ansicht die Ueberzeugung geltend, daß nur die Wissenschaft Zweck des Universitätsstudiums sei. Wer etwas anderes sucht, ein Amt in Staat oder Kirche vor Augen hat, sich hiefür vorbereiten will, der erniedrigt die Wissenschaft in unwürdiger Weise und ist ein Brotstudent. Daß der Staat die Universität benutzt, um seine Beamten zu bilden, ist rein zufällig. Aufgabe der Universität als solcher ist dies durchaus nicht. Und natürlich gilt dasselbe, was vom Staat gesagt ist, auch von der Kirche.

So abschreckend für jedes edlere Gemüth jene erste Ansicht ist, so ansprechend ist diese zweite. Nicht das gemeine Bedürfniß des Lebens, sondern der reine Trieb nach Erkenntnis führt den Jüngling auf die Universität. Der Zweck seines Studierens ist nicht, sich für irgend eine Stellung im bürgerlichen Leben vorzubereiten, sondern einzig und allein, seinen Durst nach Wissen zu stillen und an den Aufgaben der Wissenschaft mitzuarbeiten. Aber so schön dies alles klingt, so wird doch die hauptsächlichste Frage die sein: Entspricht diese Schilderung wirklich der Natur und dem Wesen unserer deutschen Universitäten? Ueber die Beantwortung dieser Frage können wir nicht zweifelhaft sein, sobald wir unseren Blick der thatsächlichen

Wirklichkeit zuwenden. Wie viele studieren denn auf unseren Universitäten, nur um ihrem eigenen wissenschaftlichen Bedürfniß Genüge zu thun [13]), nicht um sich auf irgend einen Beruf vorzubereiten? Die unermeßliche Mehrzahl unserer Studenten sucht auf der Universität die Vorbereitung auf ihren künftigen Lebensberuf. Sie wollen Geistliche, Richter, Aerzte werden oder als Lehrer ihr erworbenes Wissen praktisch verwerthen. Sollen sie nun etwa ihr Ziel absichtlich aus den Augen verlieren? Soll der Hinblick auf das Ziel, den man von allem menschlichen Handeln fordert, nur ihnen zum Tadel gereichen? Oder glaubt man etwas gewonnen zu haben, wenn man sich über die wirklichen Zwecke und die thatsächliche Beschaffenheit seiner Zuhörerschaft täuscht und sich statt dessen an ein nur eingebildetes, angeblich edleres Auditorium wendet, obwohl dies in Wahrheit auf keiner deutschen Universität vorhanden ist? Das Uebelste für unsere Universitäten wäre jedenfalls, wenn man diese zweite, so hochfliegende Ansicht im Munde führte und dabei in Wirklichkeit jene erste, um so gemeinere zur Richtschnur seines Handelns machte.

Die richtige Ansicht von den wissenschaftlichen Berufsständen und von der Stellung der Universität im öffentlichen Leben löst diese scheinbaren Widersprüche. Es ist aber weit schwerer als man gewöhnlich denkt, den rechten Gesichtspunkt für die Dinge zu finden, die uns täglich umgeben. Wir halten vieles für allgemein gültig und glauben, es verstehe sich von selbst, was nur das Ergebniß ganz bestimmter Bedingungen ist. Die beste, ja für uns

Menschen fast einzige Art, aus diesem Bannkreis herauszukommen, gewährt die Betrachtung verwandter und dennoch ganz verschieden gestalteter Verhältnisse bei anderen Völkern.

Die Universitäten sind Anstalten, welche sich bei allen Völkern des christlichen Europa finden. Aber die innere Einrichtung dieser Anstalten sowohl als ihre Stellung im öffentlichen Leben ist bei den verschiedenen Völkern durchaus nicht die gleiche. Den lehrreichsten Gegensatz bilden in beiden Beziehungen die englischen Universitäten und die deutschen. Nichts läßt uns so tiefe Blicke in das Wesen und die eigenthümliche Aufgabe unserer deutschen Universitäten thun als ein Vergleich mit den englischen. Ich kann hier natürlich keine vollständige Schilderung der englischen Universitäten beabsichtigen. Ich muß mich vielmehr darauf beschränken, einige wenige Hauptpunkte hervorzuheben, auf die es uns gerade ankommt. Dabei werden wir nur die eigenthümlich englischen Einrichtungen in's Auge fassen, nicht aber das, was die Engländer in den letzten Jahrzehnten zum Theil nach deutschem Vorbild gethan haben. Unsere Bemerkungen beschränken sich also auf die beiden altberühmten englischen Universitäten Oxford und Cambridge, und auch bei diesen müssen wir die Neuerungen der allerletzten Jahre von unserer Betrachtung ausschließen [14]). Obwohl die beiden großen englischen Universitäten sich sehr bedeutend von einander unterscheiden, so sind sie doch unsern deutschen Einrichtungen gegenüber durch einen gemeinsamen Gattungscharakter verbunden. Was dem Deutschen

am meisten auffällt, ist die völlig untergeordnete Stellung, welche im englischen Universitätsleben die Vorlesungen der Professoren einnehmen. Die Hauptsache ist vielmehr die Bildung in den Colleges. Solcher Colleges umfaßt jede der beiden Universitäten eine bedeutende Anzahl. Es sind große, meistentheils alterthümlich schöne Gebäude mit reizenden Gärten und aller Anmuth und Bequemlichkeit des englischen Lebens ausgestattet, in denen eine bald größere, bald kleinere Anzahl von Studierenden unter der Oberaufsicht eines Headmaster ein gemeinsames Leben führt. Ihre Studien betreiben sie unter der Leitung von Tutors, deren Thätigkeit sich einigermaßen mit der eines Repetenten am theologischen Stift in Tübingen vergleichen läßt. Was uns aber hier weit mehr angeht, als das bisher Gesagte, ist, daß alle Studenten in diesen Colleges das Gleiche treiben. Das heißt: nicht so, als wenn in allen Colleges durchaus dieselben Gegenstände getrieben würden; vielmehr herrscht hier eine große Mannigfaltigkeit. In Oxford überwiegt die klassische Philologie, in Cambridge die Mathematik, und so finden sich auch zwischen den einzelnen Colleges wieder viele Unterschiede. Aber diese Unterschiede beziehen sich nur auf das Ueberwiegen der einen oder der anderen allgemein bildenden Wissenschaft, nicht auf den künftigen Beruf des Lernenden. Es gibt keine Fakultäten, sondern die Gegenstände des Lernens und der Auszeichnung sind für alle die gleichen: allgemein bildende Wissenschaften und etwas Theologie.

Sehen wir nun zu, in welchem Verhältniß diese uns so seltsam scheinenden Einrichtungen zum öffentlichen Leben

in England stehen. Das Verhältniß der Universitäten zum Dienst der Kirche hat zwar auch viel eigenthümliches, weicht aber doch nicht in solchem Maß von unsren deutschen Zuständen ab wie die Beziehungen zu den weltlichen Berufsarten. Nur das Eine wollen wir erwähnen: Die englischen Universitäten sind Anstalten der Staatskirche, und demnach kann, streng genommen, nur der seine Bildung auf denselben suchen, welcher der Staatskirche angehört. Natürlich geht also nur die Geistlichkeit der anglikanischen Kirche, nicht aber die der zahlreichen anderen religiösen Gemeinschaften aus den Universitäten hervor [15]).

Aber wie steht es mit den weltlichen Berufsständen, die bei uns ihre Bildung auf den Universitäten erhalten? — Weder vom Richter, noch vom Beamten, noch vom Arzt wird verlangt, daß er auf der Universität gewesen sei. Der Jurist lernt in den Gerichtshöfen und den damit verbundenen Inns, der Beamte in der Praxis des Lebens, der Arzt in den Hospitälern. Aber welche Stellung nehmen denn nun die Universitäten ein? Das verstehen wir nur, wenn wir unser Augenmerk auf die ganze von der unsrigen so sehr verschiedene Gestaltung des öffentlichen und des gesellschaftlichen Lebens in England richten [16]). In England gibt es eine sehr große Anzahl von Familien, deren Reichthum sie der Sorge für den Lebensunterhalt überhebt. Diese lassen ihren Söhnen eine liberale Erziehung geben ohne Rücksicht auf Broterwerb. Darauf beruht zum nicht geringen Theil das öffentliche Leben in England. Sehr vieles von dem, was bei uns besoldeten Beamten über-

tragen ist, fällt in England unbesoldeten Ehrenämtern zu. So steht an der Spitze jeder Grafschaft für gewisse Geschäfte ein unbesoldeter Lord Lieutenant, für andere ein Sheriff, mit dessen Amt gleichfalls keine Einkünfte, wohl aber dreitausend bis achtzehntausend Thaler Ausgaben verbunden sind. Ein großer Theil der Verwaltung und der Rechtspflege wird durch Tausende von Friedensrichtern besorgt, die ihr Amt ohne Besoldung und der Regel nach auch ohne Sporteln verwalten. Endlich das englische Parlament steht nur solchen Männern offen, die sich im Besitz bedeutender selbständiger Einkünfte befinden. Denn da die Mitglieder des Parlaments keine Tagegelder erhalten, so sind sie genöthigt, auf ihre eigenen Kosten zu leben, und zwar in London und in dem Stil, den man von einem Mitglied der höchsten Versammlung des Reiches erwartet. Daß nun für alle diese unentgeltlichen Geschäfte sich die nöthige Anzahl von gebildeten Männern findet, das erklärt sich daraus, daß die englische Nobility und Gentry ihren Söhnen eine liberale Erziehung geben läßt, ohne dabei ein besoldetes Amt oder sonst eine Art des Broterwerbs im Auge zu haben. Natürlich aber fragt unter solchen Umständen auch der Staat nicht darnach, wo und wie diese Bildung gewonnen worden ist, auf der Universität oder sonstwie. Aber in den Familien gilt es für ehrenvoll, die Universitätsbildung zu besitzen und durch akademische Grade darzuthun. So studiert auf den englischen Universitäten eine große Anzahl reicher junger Männer, die weder die Absicht noch das Bedürfniß haben, die Früchte ihrer Stu-

dien zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes zu verwenden, da ihre Zukunft durch ererbten Besitz ohnehin gesichert ist. Die gleiche allgemeine Bildung suchen dann allerdings auch viele, die einen bestimmten Lebensberuf als Aerzte oder Rechtskundige im Auge haben. Aber obwohl ihnen die Universität einzelne ihrem Fach angehörige Vorlesungen bietet, so bleibt doch auch für sie die vorhin geschilderte allgemein wissenschaftliche Bildung in den Colleges während der Universitätszeit bei weitem die Hauptsache. Ihre eigentliche Berufsbildung finden sie erst nach derselben in der Praxis.

Wenden wir nun unsere Blicke zurück auf die deutschen Universitäten, so sehen wir sie bei aller Gemeinsamkeit doch in vollem Gegensatz zu den englischen. Gleich von ihrer Gründung an gliedern sich die deutschen Universitäten in die vier Fakultäten, nämlich in die der Artisten, d. h. unsere jetzige philosophische Fakultät, die der Theologen, die der Juristen und die der Mediciner [17]).

Die Stellung der philosophischen Fakultät zu den drei übrigen ist auf den einzelnen Universitäten eine sehr verschiedenartige und erfährt die mannigfachsten Umwandlungen [18]). Die juristische Fakultät, obwohl sie anfangs nur dem kanonischen Recht ihre wirkliche Pflege zuwendet, nimmt auf den deutschen Universitäten bald auch das römische Recht in sich auf, dessen Ansehen im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts in solchem Maaße wächst, daß es fortan den Facttheil der juristischen Studien bildet. Je schärfer sich in dieser Art die theologische, die juristische und die medici-

nische Fakultät scheiden, um so fester knüpft sich natürlich bald das Band zwischen der Wahl der Fakultät und dem künftigen Lebensberuf[19]). Der Geistliche widmet sich dem Studium der Theologie; wer die Laufbahn des Richters oder Staatsmanns einzuschlagen gedenkt, liegt den juristischen Studien ob, und das Studium der Medicin ergreift in der Regel nur der, welcher den Beruf des Arztes erwählt. Daß jeder, welcher auf der Universität studieren wollte, Kenntnis des Lateins besitzen mußte, verstand sich von selbst. Denn alle Vorlesungen wurden in lateinischer Sprache gehalten.

Der große Aufschwung, den die Wissenschaften und insbesondere das Studium des klassischen Alterthums im 15. und 16. Jahrhundert nahmen, befestigte dann immer mehr die Ueberzeugung, daß ein gewisser Umfang allgemeiner wissenschaftlicher Kenntnisse und Fertigkeiten die nothwendige Grundlage für das Studium jener drei Berufswissenschaften bilde. Mittelschulen oder Gymnasien grenzten sich mehr und mehr ab und übernahmen die untere Hälfte jener allgemein wissenschaftlichen Ausbildung, während die obere der philosophischen Fakultät zugewiesen wurde.

Die Umbildung des deutschen Staates entsprach dieser Entwickelung unserer Universitäten. Die Einführung des römischen Rechts machte die Rechtskenntnis überhaupt zum Eigenthum eines bestimmten Standes und verknüpfte diese Kenntnis auf das engste mit der antik klassischen Bildung. Im öffentlichen Leben trat die Theilnahme der Landstände in den Hintergrund und wurde in manchen der wichtigsten

Staaten ganz beseitigt. Der Fürst vereinigte die ganze Staatsgewalt in seiner Person und legte mit kräftiger Hand die Grundlagen des neuen Staates. Wir alle kennen die Schattenseiten dieser Neuerungen, und ich bin weit entfernt, sie läugnen oder beschönigen zu wollen. Aber im wirklichen Leben ist mit Klagen und Wünschen nichts ausgerichtet. Es gilt vielmehr, das Berechtigte in solchen Umgestaltungen aufzufinden, das Unberechtigte und Verderbliche davon zu trennen und an den zurückbehaltenen gesunden Kern die Neubildungen anzuschließen, die das Wohl des Ganzen erheischt.

Blicken wir auf die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, so kann uns nicht entgehen, daß die Kraft und das Ansehen des neueren Staates auf jener strafferen Konzentrirung beruht. Ich brauche nur an Preußen und die gewaltigen Fürsten zu erinnern, die diesem Staat seine Machtstellung in Europa erworben haben. Gerade diese unendlich erweiterte Thätigkeit der Regierung forderte und erschuf sich einen Beamtenstand, wie man ihn früher nicht gekannt hatte, und nöthigte den Staat, die Bildung dieses Standes in die Hand zu nehmen. Der Staat konnte sich aber auf dem eingeschlagenen Wege nicht damit begnügen, seinen eigentlichen Beamteten einen bestimmten Bildungsgang vorzuschreiben, er mußte vielmehr die Wohlfahrt seiner Unterthanen nach allen Seiten hin in's Auge fassen. Er verlangte daher auch von denen, welche sich der Gesundheitspflege widmen wollten und von denen, welchen die geistliche Leitung des Volkes anvertraut ist, einen bestimmten

Grad von wissenschaftlicher Bildung. Die Erfüllung dieser Forderung machte um so weniger Schwierigkeit, als und insoweit diese Stände auch bisher schon ihre Bildung auf einer und derselben Anstalt gefunden hatten, nämlich auf der Universität. Die protestantische Geistlichkeit war ja vom Ursprung der Reformation an auf eine tiefere Erforschung des Christenthums und seiner Quellen hingewiesen. Ihre Stellung in der Gemeinde war dadurch bedingt. Die Forderung jener allgemeinen sprachlichen, historischen und philosophischen Bildung aber war gar keine andere, als welche die protestantische Kirche ohnehin an ihre Geistlichen stellt [20]).

Wir sehen, der enge Verband der deutschen Universitäten mit Staat und Kirche ist durchaus kein bloß zufälliger; er ist vielmehr auf das tiefste verflochten mit der Gestaltung der deutschen Universitäten einerseits und der Entwickelung des deutschen Staatswesens andrerseits. Ist aber etwas in solcher Art mit dem ganzen Leben eines Volkes verwachsen, so ist nichts damit geholfen, seine Augen davon abzuwenden und eitlen Wolkenbildern nachzulaufen. Es gilt vielmehr dem thatsächlich Gegebenen fest in's Auge zu schauen, die in ihm verborgen liegende Idee zu erkennen und aus ihr heraus das Ueberkommene fortzubilden. Allerdings haben unsere Universitäten durch die geschichtliche Entwickelung unseres Volkes die Aufgabe erhalten, für bestimmte Arten des Lebensberufs vorzubereiten. Aber sehen wir zu, welches der Charakter der Berufsarten ist, für

welche die Universität ihre Schüler bildet, und alle Besorgnis, jener trostlosen und niedrigen Auffassung des Universitätswesens zu verfallen, ist beseitigt. Die Thätigkeit des Geistlichen, des Richters, des Arztes hat ihre Wurzel in der wissenschaftlichen Erkenntnis. Gräbt man ihr diese Wurzel ab, so verliert sie ihren wesentlichen Charakter und hört auf, das zu sein, wofür sie sich ausgibt. Der Wahn, man könne in diesen höheren Berufsarten mit gewissen Handgriffen auskommen, die man sich abgesondert von dem Ganzen des Wissens mechanisch einprägt, ist ebenso thöricht, als wenn Jemand glaubte, die Aeußerungen des Lebens ließen sich abtrennen vom Leben selbst.

Aber nicht nur in jeder einzelnen Berufsfakultät ist es die Wurzel der wissenschaftlichen Erkenntnis selbst, aus welcher jede gedeihliche Thätigkeit dieser Stände erwächst, sondern diese Stände alle sind verbunden durch das gemeinsame Band der allgemeinen Wissenschaft. Das ist der Sinn der Einrichtungen, die der Lauf der Jahrhunderte in unserem Vaterland geschaffen hat. Die Forderungen des praktischen Berufslebens, zur Wissenschaft gestaltet durch drei besondere Fakultäten, stehen im engsten Bund und in ununterbrochenem Zusammenhang mit allen Richtungen der allgemeinen Forschung, wie sie die philosophische Fakultät in sich schließt. Auf dieser Verbindung beruht zum guten Theil die eigenthümliche und hohe Stellung, die Deutschland im geistigen Leben der Völker einnimmt. Die Männer, die ihre Bildung auf seinen Universitäten gefunden haben, sind der Kern seiner wissenschaftlichen Gemeinde und diese Män-

ner sind zugleich berufen, an der Leitung des ganzen Volkes den wesentlichsten Antheil zu nehmen.

Aber freilich würde man sich einem verderblichen Irrthum hingeben, wenn man glaubte, mit der Ausbildung der Erkenntnis sei es gethan. Wollen wir hier ununtersucht lassen, wie viel oder wie wenig sich in der reinen Wissenschaft ohne sittliche Tüchtigkeit leisten läßt: Aber das steht fest, daß im Leben nur die Bildung des Geistes gute Früchte trägt, die auf der Grundlage eines tüchtigen Charakters ruht. Die Ausbildung des Charakters ist deshalb eine ebenso wesentliche Aufgabe unserer Universitäten wie die Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis. Unsere Vorlesungen nicht minder als das ganze akademische Leben sollen dies Ziel vor Augen haben. Und sind wir auch weit entfernt, uns zu rühmen, daß wir dies Ziel immer erreichen, so liegt doch gerade auf diesem Gebiet die wesentlichste Aufgabe unserer Universitäten, eine Aufgabe, von der ihre unberufenen Tadler keine Ahnung haben[21]).

Sehen wir ab von der Unvollkommenheit unsrer eignen Leistungen und behalten nur die Idee im Auge, der wir nachzustreben berufen sind, so leuchtet ein, in welchem Maaß die Einrichtungen unserer Universitäten sowohl dem Leben als der Wissenschaft zu Statten kommen. Wissenschaftlich gebildete Männer verbreiten sich von den Universitäten aus als Geistliche, als Beamtete, als Aerzte über das ganze Land und machen so in großartigster Weise tiefere Geistesbildung fruchtbar für das Leben. Und wie hier die praktische Wirksamkeit überwiegt, ohne doch den thätigen

und oft sehr erfolgreichen Antheil an der Förderung der Wissenschaft auszuschließen, so sondert sich durch eben diese Einrichtungen ganz naturgemäß aus der Masse der Studierten der Theil aus, welcher, vorzugsweise für die Pflege der Wissenschaft begabt, sich dem höheren Lehramt zu widmen berufen ist.

Aber wenn wir so nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch im Leben eine hohe und einflußreiche Stellung für unsere Universitäten in Anspruch nehmen, so sind wir doch weit entfernt, damit eine selbstgefällige und hochmüthige Ueberhebung und Absperrung gut heißen zu wollen. Wir brauchen nur die Augen aufzuthun, um in allen Richtungen und in den mannigfaltigsten Weisen das Streben nach höherer Bildung gewahr zu werden. Der Künstler, der Offizier, der Techniker, das ganze höher entwickelte Gewerbe ist durchdrungen von diesem Streben. Aber das dürfen, ja das sollen wir für unsere Universitäten in Anspruch nehmen, daß sie sich behaupten im Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen, daß wissenschaftlicher Geist und ideale Auffassung des Lebens nach allen Seiten hin befruchtend von ihnen ausströme.

Doch nicht bloß den übrigen höher gebildeten Kreisen, sondern dem ganzen Volke gegenüber erfährt die Stellung der Studierten eine tiefgreifende Aenderung, wenn das Volk selbst zur Besorgung seiner Angelegenheiten herangezogen wird. Wie wir die Stellung und Einrichtung unserer Universitäten in engster Beziehung zur deutschen Staatsentwickelung des 17. und 18. Jahrhunderts gesehen haben,

so dürfen wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß die großartige Umgestaltung, die sich seit Stein's Reformen im deutschen Staatsleben angebahnt hat, auch auf die Universitäten und die Stellung der Studierten ihren Einfluß üben wird. Noch sind wir weit entfernt, diese Lebensfrage der deutschen Bildung und des deutschen Staates zum Abschluß gebracht zu haben. Ja, ich spreche meine Ueberzeugung dahin aus, daß wir kaum in den Anfängen ihrer Lösung stehen.

Aber sehen wir hier ab von der politischen Seite der Sache und halten wir uns nur an die Fragen der höheren Geistesbildung! Da kann uns nicht entgehen, daß eine gründlichere Kenntnis des eigenen Volkes, seiner Sprache, seiner geschichtlichen Entwickelung, seiner Geisteserzeugnisse, seiner Sitten und Einrichtungen eine immer wichtigere Stelle im Kreise unserer höheren Bildung einnehmen wird. Klassische Bildung in der Gründlichkeit ihrer Methode und der Trefflichkeit ihres Gegenstandes wird jederzeit das Fundament unserer geschichtlichen Bildung bleiben. Aber man wird zugeben müssen, daß die geistige und staatliche Entwickelung der letzten anderthalb Jahrtausende nicht minder wesentlich für unsere Bildung ist. Ohne die Vorzüge klassischer Bildung preiszugeben, wird man sich bestreben müssen, die Kluft auszufüllen, die lange Zeit unsere Gelehrten von ihrem Volk geschieden hat. Denn das ist das Kennzeichen echter Bildung, daß sie den Blick öffnet für jegliches Thun; und gerade die Bildung, die wir von unseren studierten Ständen fordern, würde am weitesten ihr

Ziel verfehlen, wenn sie für die geistige Größe des Menschen kein anderes Maß kennte als das der Gelehrsamkeit.

Kommilitonen! Ich habe versucht, die hohe Bedeutung unserer Universitäten zu schildern, nicht zur Nahrung der Eitelkeit, sondern zum Sporn der Gewissenhaftigkeit. Wir leben nicht mehr in der Zeit, in welcher das bloße Herkommen die Frage nach der Berechtigung des Hergebrachten ausschloß. Unsere Zeit ist eine Zeit der Prüfung. Nur das kann sich behaupten, dessen innerer Werth der äußeren Stellung entspricht. Je höher und einflußreicher diese Stellung ist, um so strenger sind die Anforderungen an die Erfüllung der auferlegten Pflichten. Ich sage dies nicht, um die jugendliche Fröhlichkeit zu verdammen oder der echten Poesie unseres Studentenlebens den Krieg zu erklären. Das sei ferne! Aber was ich bekämpfen möchte, das ist der Wahn, als müsse man sich, um wahrhaft jugendlich und fröhlich zu sein, während der Universitätsjahre jeden Gedanken an den künftigen Lebensberuf aus dem Sinn schlagen. Auf die kurze Spanne dieser sogenannten Poesie folgt dann gewöhnlich ein Berufsleben voll schaler, abgestandener Prosa. Nein, meine Herren! Scheuen Sie den Blick in Ihren hohen, von Gott begnadeten Beruf nicht! Lassen Sie vielmehr Ihre akademischen Jahre geleitet sein von diesem Blick. Aber fassen Sie Ihren Beruf nicht in jener gemeinen und trostlosen Weise, sondern in der hohen und edlen, die ich Ihnen zu schildern gesucht habe. Dann wird die Poesie Ihrer Jugend nicht getrübt, sondern gekräftigt werden durch einen Zug männlichen Ernstes.

Dann werden Sie weder die ideale Auffassung des Lebens wegwerfen nach Abschluß Ihrer Universitätsjahre, noch auch enttäuscht und mißmuthig sich abwenden von der wirklichen Welt, sondern in fröhlichem Vertrauen auf Gott Ihre ganze Kraft einsetzen für die Hebung und Veredlung unseres Volkes.

Zur Feier des achtzehnten Oktobers 1860.

Rede, gehalten vor einer Versammlung von Bürgern und Universitätsangehörigen zu Erlangen.

Hochgeehrte Versammlung! Das Andenken an eines der herrlichsten und freudigsten Ereignisse unserer ganzen Geschichte führt uns zu der heutigen Feier zusammen.

Es ist nicht zufällig, daß gerade in diesem Jahre die Feier dieses Ereignisses mit besonderer Theilnahme begangen wird. Sie alle wissen, daß den Anlaß dazu die Gefahr gab, welche derselbe Feind unserem Vaterland bereitet, den unsere Väter vor sieben und vierzig Jahren niedergeworfen haben. Eine solche Zeit ist nicht darnach angethan, uns gedankenlos der Freude hinzugeben und uns in selbstgefälliger Eitelkeit an den Großthaten der Väter zu sonnen. Wohl dürfen wir uns freuen an dem, was unter Gottes Beistand unser Volk vor Zeiten vollbracht, wohl sollen wir uns aufrichten an den Thaten unserer Väter; vor allem aber sollen wir ihnen nachzueifern suchen, sollen wir lernen von ihrer Erfahrung

und an ihrer sittlichen Tüchtigkeit und geistigen Größe einen Maßstab gewinnen für das, was wir selbst werth sind.

Werfen wir einen Blick auf die ewig denkwürdige Zeit, deren größtes Ereignis wir heute feiern.

Deutschland war in die tiefste Erniedrigung versunken, die seine Geschichte kennt. Zertreten und mit Schmach bedeckt lag unser Vaterland unter dem Fuß des fremden Eroberers. Vieles hatte zusammengewirkt, uns in diese jammervolle Lage zu bringen, aber der Hauptgrund lag in unserem eigenen inneren Zwiespalt.

Unzählige Dinge aus der Geschichte jener Tage wissen wir jetzt besser als man sie noch vor wenig Jahren gewußt hat. Eine Menge neuer Quellen haben sich uns erschlossen und vieles stellt sich jetzt ganz anders als man früherhin meinte. Aber wir würden einem Menschen gleichen, der den Wald vor Bäumen nicht sieht, wenn wir uns durch diese Berichtigungen im Einzelnen das große Hauptergebnis aus den Augen rücken ließen. Dies große Hauptergebnis aber lautet: Wir unterlagen den Angriffen Frankreichs, wenn unsere beiden Großmächte, Oesterreich und Preußen, einander im Stich ließen, und wir warfen den französischen Uebermuth nieder, wenn wir ihm vereint die Spitze boten. An diesem Ergebnis hat die gesammte neuere Geschichtsforschung nicht ein Tütelchen geändert und sie wird es auch nicht. Denn die Thatsachen sprechen für sich selbst. Nachdem Preußen durch den Basler Frieden im Jahr 1795 vom gemeinsamen Kampf gegen Frankreich zurückgetreten war, reichte die Kraft des österreichischen Staates

nicht aus zur Abwehr der französischen Eroberer. Die Niederlagen von Lodi und Arcole, von Marengo und Austerlitz haben dies bewiesen. Als nun aber nach elf Jahren vermeintlich kluger Zurückhaltung die Reihe an Preußen kam, da brach an Einem Tage, am 14. Oktober 1806, in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt die Macht Preußens vor dem gewaltigen Stoße Napoleon's zusammen. Wie im Jahre zuvor Wien, so fiel jetzt Berlin in die Hand des französischen Eroberers, und Preußen wurde gezwungen, den Frieden zu Tilsit zu schließen, der ihm die Hälfte seiner Besitzungen kostete und es für immer aus der Reihe der selbständigen Mächte zu streichen schien.

Aber als wäre die bisherige Probe noch nicht hinreichend gewesen, sollte noch einmal Oesterreich ohne Preußen das Glück der Waffen gegen Frankreich versuchen. Es war das Jahr 1809, das ehrenreichste der neueren österreichischen Geschichte. Dem begeisterten Aufgebot aller Kräfte gelang es, den größten Kriegsfürsten des Jahrhunderts zum erstenmal auf's Haupt zu schlagen, in der ruhmvollen Schlacht bei Aspern. Aber bald zeigte sich, daß Oesterreich für sich allein an nachhaltiger Kraft dem Gegner nicht gewachsen war. Die Schlacht bei Wagram führte zu dem Friedensschluß von Wien; und was schlimmer war: Oesterreich lenkte von der bisher eingehaltenen ehrenvollen Bahn ab; sein Kaiser gab die eigene Tochter dem Unterdrücker zur Ehe und ließ sich in die Netze der französischen Politik verstricken.

Inzwischen aber hatte Preußen, das tief gedemüthigte,

nicht gerastet. So schwer die Niederlage gewesen, so herrlich war die Wiedererhebung. Ein heiliger Ernst durchdrang alle Besseren. Unter dem fast unerträglichen Druck französischen Uebergewichts gründete Stein, der edle deutsche Staatsmann, das neue Gemeinwesen, schuf Scharnhorst, groß und still, das preußische Heer um. Weit entfernt, sich durch die schrecklichen Verluste niederbeugen zu lassen, trachtete man vielmehr, durch geistige und sittliche Kräftigung zu ersetzen, was an materiellen Mitteln abgieng. Und wahrlich, wenn je, hat sich damals die Macht des sittlichen Geistes gezeigt. Als die Stunde des Losbruchs schlug, da strömten auf den Ruf des Königs Männer und Jünglinge aller Stände zu den Fahnen, bereit ihr Leben für die Befreiung des Vaterlandes einzusetzen. Im Bunde mit Rußland begann man den Krieg. Heerführer ersten Ranges, den kriegegeübten Marschällen Napoleon's nicht nur gewachsen, sondern überlegen: Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, York, Bülow, standen an der Spitze des preußischen Heeres. Man schlug sich mit einer Begeisterung und Todesverachtung, wie sie die Franzosen noch nie sich gegenüber gesehen hatten. Aber dennoch ließ sich auch durch die heldenmüthigste Anstrengung den Franzosen der Sieg nicht entreißen. Ehrenvoller sind noch nie Schlachten verloren worden als die bei Lützen und die bei Bautzen. Aber verloren waren die Schlachten; das zeigte der Rückzug, der auf sie folgte; erst bis über die Elbe, dann bis nach Schlesien.

Die Zeit des Waffenstillstandes, den man nach jenen

mörderischen Schlachten schloß, benutzten beide Theile, um, wo irgend möglich, Oesterreich für sich zu gewinnen.

Die österreichische Politik jener Tage war durchaus nicht zu rühmen. Weder in Oesterreichs Kaiser, noch in seinem leitenden Staatsmann Metternich war ein Funke von dem Geist, der Preußens große Feldherrn und Staatsmänner beseelte. Aber das Gewicht, das Oesterreichs Entscheidung in die Waagschale warf, war ungeheuer. Durch Napoleon's übermüthige Verblendung wurden Oesterreichs mattherzige und unheilvolle Vermittlungspläne hintertrieben und Oesterreich in das deutsche Lager genöthigt. Das war ein Ereignis von unermeßlicher Bedeutung. Denn so widerwärtig die damalige österreichische Politik von der hochherzigen Preußens abstiecht, so tapfer und kriegstüchtig haben Oesterreichs treffliche Heere für die deutsche Sache gefochten. Einem österreichischen Feldherrn, dem Fürsten Schwarzenberg, wurde die Leitung des Ganzen anvertraut, und er hat in dieser äußerst schwierigen Stellung Ungewöhnliches geleistet. Die schönsten Heldenthaten aber haben auch in diesem zweiten Abschnitt des Krieges die Preußen vollbracht.

Die Siege von Großbeeren und Dennewitz, an der Katzbach, bei Kulm und bei Wartenburg sind unvergängliche Ehren des preußischen Volkes. Noch aber war Napoleon selbst unbesiegt. Den Angriff, den unter Schwarzenberg's Führung das verbündete Heer bei Dresden auf ihn machte, hatte er zurückgeschlagen. Doch hatte er sich im Anfang des Oktobers genöthigt gesehen, sein Lager von

Dresden nach Leipzig zurück zu verlegen. Dort stand er gegen die Mitte des Monats in einer vortrefflichen Stellung an der Spitze eines gewaltigen Heeres und erwartete den Angriff der von allen Seiten heranziehenden Verbündeten. Beide Theile waren durchdrungen von dem Gefühl, daß die Entscheidung naht. Siegte Napoleon, so fiel der Bund seiner Gegner auseinander; Preußen allein war zu schwach zu fernerem Widerstand; die deutsche Sache war verloren, vielleicht für immer. —

Die Heere der Verbündeten umgaben Napoleon's Stellung in immer enger gezogenem Bogen. Am 16. Oktober des Jahres 1813 begann der entscheidende Kampf. Es war im Grund nicht nur eine einzige Schlacht, sondern es waren zwei mörderische Schlachten, die an diesem Tage geschlagen wurden, die eine im Süden, die andere im Norden von Leipzig. Im Süden kämpften vorzüglich Oesterreicher mit gewohnter Tapferkeit und wechselndem Erfolg. Im Norden von Leipzig fochten die Preußen unter Blücher's Anführung. Mit furchtbarer Erbitterung rang man um den Besitz des Dorfes Möckern. Bereits waren alle preußischen Truppen bis auf Eine Brigade im heftigsten Kampfe gewesen und furchtbar gelichtet, ohne daß sie dem Feind das Dorf zu entreißen vermochten. Da griff York mit der letzten noch übrigen Brigade an. Die Franzosen vermochten dem stürmischen Angriff nicht zu widerstehen. Nach tapferster Gegenwehr wurden sie geworfen. Drei und fünfzig Kanonen wurden von den Preußen erbeutet, zweitausend Gefangene gemacht. Soll man unter den vielen

Heldenthaten, welche die furchtbaren Tage der Leipziger Schlacht aufzuweisen haben, eine einzelne nennen, durch die vor andern der herrliche Sieg herbeigeführt worden ist, so war es die Erstürmung der Höhen von Möckern durch die Preußen. So haben auch hier die Preußen das Schönste gethan. Aber nur der Wahnwitz könnte glauben, daß den Preußen der Sieg zugefallen wäre, wenn nicht gleichzeitig ein so großer Theil von Napoleon's Heer im Kampf mit Oesterreichs tapferen Schaaren festgehalten worden wäre.

Nach einem Tag des Ausruhens entbrannte am 18. der Kampf von neuem. Auf allen Seiten wurde mit gleicher Tapferkeit gefochten. Gegen Abend war der Sieg der Verbündeten entschieden.

Sind dann auch noch schwere Kämpfe auf französischem Boden gefolgt, so war doch durch den gewaltigen Sieg, den wir heute feiern, die Macht des Unterdrückers zertrümmert.

Hochgeehrte Versammlung! Ich habe in allem Bisherigen nicht von dem Antheil gesprochen, den die russische Unterstützung an der Besiegung Napoleon's hatte. Ich habe aber auch nicht davon gesprochen, daß ein Drittheil Deutschlands theils bis hart vor der Leipziger Schlacht, theils bis über sie hinaus in den Reihen Napoleon's focht. Ohne Selbstüberschätzung dürfen wir sagen, daß dies Drittheil von den Franzosen abgerechnet und den Deutschen zugezählt das aufwiegt, was die russische Hülfe den Deutschen war.

So bezeugt uns die Geschichte, daß wir den Franzosen überlegen sind, wenn wir treu und einig zusammenhalten. Aber eben so klar legt sie uns vor Augen, daß wir verloren sind, wenn wir den Franzosen gestatten, einen Theil unseres großen Vaterlandes nach dem andern niederzuwerfen.

Hochgeehrte Versammlung! Die heutige Feier trifft unser Vaterland umringt von schweren Gefahren. Gott allein weiß, was uns bevorsteht. Möge uns die Erinnerung vergangener großer Zeiten mahnen, alles Eitle, alles Kleinliche abzustreifen und allein auf die Erhaltung unseres gemeinsamen Vaterlands bedacht zu sein. Möge der heutige Tag ein Pfand der Einigkeit und des wechselseitigen Vertrauens sein für alle deutschen Lande! Mag dann kommen, was da will, mag die Nacht um uns her auch noch so dunkel werden, lassen Sie uns nicht verzagen, lassen Sie uns unerschütterlich festhalten an dem Vertrauen, daß Gott dereinst noch einen neuen schönen Morgen über unser Vaterland heraufführen wird!

Ueber Sprache, Volk und Staat,

mit besonderer Beziehung auf Oesterreich.

Daß zwischen Volk und Sprache die innigste Beziehung stattfinde, das bedarf in unserer Zeit und in unserem Vaterlande keiner besonderen Nachweisung. Wir müßten denn annehmen, daß einer der begabtesten Geister Deutschlands, Wilhelm von Humboldt, seine tiefsinnigen Forschungen über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts vergebens angestellt habe. Wie tief aber gerade bei uns die Ueberzeugung von dem engen Zusammenhang zwischen Sprache und Volk gewurzelt ist, davon legt Arndt's Lied vom deutschen Vaterland das vollgültigste Zeugnis ab.

Aber wie verhält sich zu dem allen der Staat? Hat das durch die Sprache bestimmte Volk mit dem Bau des Staats und seiner Umgrenzung nichts zu thun? Findet

zwischen dem Staat und der völkerschaffenden Sprache keine Beziehung statt? Oder sollen vielmehr Staatsgrenzen und Sprachgrenzen einander gleich gemacht werden? Soll jede Vereinigung verschieden sprechender Völker zu einem und demselben Staatswesen für ein unverjährbares Unrecht erklärt und wieder aufgelöst werden?

Fragen wir die Geschichte um Rath, so zeigt sie uns einerseits den unbestreitbaren Zusammenhang von Sprache und Staat, während sie uns andrerseits die mannigfaltigsten Verbindungen verschieden sprechender Völker zu einem und demselben Staat aufweist. Wer wird zum Beispiel den Zusammenhang zwischen dem antiken römischen Staat und der lateinischen Sprache läugnen? Oder nehmen wir Beispiele aus der neueren Zeit. Wer will in Abrede stellen, daß der Geist des englischen Volkes sich einerseits in dem englischen Staat, andrerseits in der englischen Sprache und Literatur ausprägt? Und ist es mit dem französischen Volk anders? Daß die französische Sprache und Literatur ein Erzeugnis des französischen Volkes ist, versteht sich von selbst. Aber auch der französische Staat in allen seinen Umwandlungen prägt den Geist des französischen Volkes ab. Will man sich überzeugen, wie eng das französische Volk und der französische Staat zusammenhängen, so braucht man nur an dessen auswärtige Politik zu denken. Jeder Franzose fühlt sich bei der Vergrößerung des französischen Staats betheiligt, und kein Franzose zweifelt daran, daß diese Vergrößerung zugleich eine Ausbreitung der französischen Sprache im Gefolge haben werde.

So ist also der Zusammenhang zwischen Sprache und Staat ganz unbestreitbar. Aber ebenso unbestreitbar ist die Zusammenfügung verschieden sprechender Völker zu demselben Staat. Ja, gerade die Staaten, welche wir angeführt haben, um den Zusammenhang zwischen Sprache und Staat zu beweisen, bieten uns zugleich die Belege für das staatliche Beisammensein verschiedensprachiger Völker. Was die Engländer betrifft, so sehen wir in Wales und einem Theile von Irland und Schottland eine keltische Bevölkerung, deren Sprache mit dem Englischen nichts zu thun hat. In den Grenzen des französischen Reichs aber finden wir in der Bretagne Kelten, im Elsaß Deutsche, am Fuß der Pyrenäen Basken und auf der Insel Corsika Italiener. Es werden also im französischen Staate nicht weniger als vier Sprachen außer der französischen gesprochen.

Untersuchen wir zuvörderst die Gründe, auf denen das Beisammensein so verschiedenartiger Völker in einem und demselben Staatswesen beruht. Das Erste, worauf wir hingewiesen werden, ist die geographische Lage des Staats. Man thut zwar sehr unrecht, wenn man die Völker gleichsam zu Erzeugnissen des Bodens macht, auf welchem sie wohnen. Denn so unbestreitbar das Land einen großen Einfluß auf die Entwickelung der Bewohner hat, so leicht läßt sich aus der Geschichte darthun, daß das Land nicht die Leute macht. Jahrhunderte lang war Nordamerika von indianischen Stämmen bewohnt, ehe ein europäischer Fuß das Land betrat. Aber das Land mit all seinen natürlichen Schätzen und Vortheilen war nicht im Stande, aus diesen

Stämmen ein großes seefahrendes gewerbthätiges Kulturvolk zu machen. Was aber sind die germanischen Ansiedler auf diesem nämlichen Grund und Boden geworden? Das Beste: die natürlichen Anlagen und die geistigen Schätze, brachten sie mit. So machten sie aus dem Boden, wozu er bestimmt war, und so gaben sie andrerseits dem Boden erst die Möglichkeit, auch auf seine Bewohner wiederum die Rückwirkung zu äußern, die in seiner Bestimmung lag.

Also wir gehören nicht zu denen, welche die Völker aus dem Boden konstruiren, aber wir dürfen uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das Land einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Bewohner hat, und zwar sowohl durch seine innere Beschaffenheit als durch seine Umgrenzung. Sowohl das Eine als das Andere kann von unläugbarem Einfluß auf die Staatenbildung sein. Betrachten wir zum Beispiel die natürliche Umgrenzung der drei Reiche, aus denen allmählig der englische Staat zusammengewachsen ist. Die keltischen Bewohner von Wales, Schottland und Irland theilen die beiden großen Inseln mit den Angelsachsen. Es sind dieselben Meeresküsten, welche beide Völkerstämme umschließen. Fast scheint es, als habe schon die Natur den Umfang von England, Schottland und Irland zu einem einzigen Staatsganzen bestimmt. Aehnlich verhält es sich mit zwei der obengenannten nichtfranzösischen Bestandtheile des französischen Staats, nämlich mit den keltischen Resten in der Bretagne und den Basken nördlich der Pyrenäen. Auch hier wird man sich dem Eindruck kaum verschließen können, daß ein selbständiger kelti-

scher Staat in der Bretagne oder ein baskischer am nördlichen Abfall der Pyrenäen Lücken in ein natürliches geographisches Ganze reißen würden. In solchen Fällen können die geographischen Bedingungen, die militärischen oder die materiellen Interessen eines Volkes den Besitz eines Landestheiles gebieterisch fordern, mag derselbe eine Bevölkerung haben, welche er will.

Aber so naheliegend und bedeutend dieser geographische Faktor bei der Staatenbildung ist, so wird er doch noch überwogen durch einen anderen Faktor: die geschichtliche Entwickelung der Völker und Staaten.

So wichtig die sprachliche Scheidung der Völker für die Staatenbildung ist, so lehrt uns doch die Geschichte auf jedem Blatte, daß die Bildung der Staaten sich keineswegs überall an die sprachlichen Völkergrenzen gehalten hat. Völker haben sich durch Eroberung andere Völker unterworfen; gemeinsame Interessen haben Theile ganz verschiedener Völker zu einem und demselben Staatswesen zusammengefügt; Fürstenhäuser haben durch Erbschaft die mannigfaltigsten Völkerschaften unter ihrem Scepter vereinigt. Aus all diesen Vorgängen hat sich der politische Zustand gebildet, in welchem wir die Staaten Europas vor uns sehen. Das europäische Völkerrecht ruht auf den Verträgen, durch welche jener Zustand festgestellt worden ist.

Wie verhalten sich nun zu diesen staatlichen Feststellungen die Ansprüche der Völker? So viel sieht man auf den ersten Blick, daß wir in einen Hader ohne Ende gerathen würden, wenn man die Forderung geltend machen

wollte, daß überall die Staatsgrenzen nach den sprachlichen Völkergrenzen abgeändert werden sollten. Wir sind also hier wie in allen Rechtsverhältnissen zunächst darauf angewiesen, das durch Recht und Verträge Festgestellte aufrecht zu erhalten. Wollten wir aber hieraus die Folgerung ableiten, daß alles, was einmal durch einen Friedensschluß ausgemacht worden ist, nun dabei für ewige Zeiten sein Bewenden haben müsse, so würde uns eine solche Annahme mit den offenkundigen Thatsachen der Geschichte nicht weniger in Widerspruch bringen als die entgegengesetzte, daß es auf die Geltung der Verträge überall nicht ankomme. Deutschland war durch den Lüneviller Frieden vom Jahr 1801 seines linken Rheinufers beraubt; der Rheinbund vom Jahr 1806 hatte ein weiteres Drittheil unseres Vaterlandes Frankreich unterworfen; der Friede von Tilsit hatte im Jahr 1807 Preußen die Hälfte seines Länderbestandes geraubt; auf urdeutscher Erde, in Hessen und Westphalen, wurde ein französisches Königreich gegründet und durch die feierlichsten Verträge anerkannt. Sollen wir nun unsere Väter tadeln, daß sie im Jahr 1813 durch die herrlichsten Thaten, die die deutsche Geschichte kennt, all diese Verträge zerrissen und die Franzosen zum Lande hinauswarfen?

Oder sollen wir andererseits aus diesen Thaten des deutschen Volkes den Schluß ziehen, daß alle Völker und Völkersplitter, kleine wie große, das Recht und die Pflicht haben, den Staatsverband, in dem sie mit anderen Völkern leben, zu zerreißen und einen selbständigen, auf ihre Volksgrenzen beschränkten Staat zu gründen? Soll das Fürsten-

thum Wales sich von England lossagen und einen kleinen kümmerlichen, aber echt nationalen Keltenstaat bilden?

Es hilft nichts, wir können uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Aufgabe der Völker in manchen Beziehungen eine verschiedene ist. Damit ist über den inneren Werth eines Volkes durchaus noch kein Urtheil gefällt. Aber die Verhältnisse der Zahl, der geographischen Lage, der historischen Schicksale, der politischen, der materiellen und der geistigen Interessen können ein Volk auf eine unauflösliche Verbindung mit einem anderen hinweisen. Und wie es Recht und Pflicht sein kann, widernatürliche und dem Gang der Geschichte in den Weg tretende Verbindungen zu zerstören, so ist es ein Frevel an der Geschichte, das natürliche und der Aufgabe eines Volkes entsprechende Band, das dies Volk mit einem anderen zu demselben Staatswesen verknüpft, zu zerreißen.

Wie verhält es sich nun aber in einem solchen Staat, der verschiedensprachige Völker in sich schließt, mit der Sprache? Ohne Frage soll die Grundlage der sprachlichen Verhältnisse die politische Gleichberechtigung sein. Denn der eine Mensch hat denselben Anspruch auf den Gebrauch seiner Muttersprache wie der andere. In ihrem eigenen Kreise also darf keine der im Staat gesprochenen Sprachen gewaltsam unterdrückt werden. Welches Gewicht aber im ganzen Staatswesen jede der im Umfang des Staats gesprochenen Sprachen haben soll, das hängt nicht von der Staatsgewalt, sondern von den Verhältnissen ab. Die Gesetzgebung hat sich hier den Verhältnissen anzuschließen und

dafür zu sorgen, daß durch bestimmte Einrichtungen das gefördert werde, was den gegebenen Verhältnissen entspricht. Nehmen wir das oben angeführte Beispiel des Fürstenthums Wales. Wo die Sprache der dortigen Bewohner die walisch-keltische ist, wird es Pflicht sein, für keltische Schule und keltischen Gottesdienst zu sorgen, ebenso wie man in den Theilen des Reichs, in denen englisch gesprochen wird, für englische Schulen und englischen Gottesdienst sorgt. Darin besteht die Gleichberechtigung des Keltischen und des Englischen, daß ein jedes in seinem Gebiet unterstützt und gefördert wird. Wollte man aber weiter gehen und als eine vermeintlich nothwendige Konsequenz der sprachlichen Gleichberechtigung fordern, daß auch im englischen Gesammtstaat das Walisch-keltische und das Englische gleiche Geltung haben sollen, so sieht man leicht, daß die Herstellung einer solchen Gleichberechtigung gar nicht in der Macht der Staatsgewalt liegt, selbst wenn ein keltenfreundliches Ministerium es versuchen wollte, in so verzweifelter Weise gegen den Strom der Geschichte zu schwimmen. Der staatsrechtlichen Forderung, daß in den Verhandlungen des Parlaments das Walische gleiche Geltung haben müsse mit dem Englischen, daß ebenso wie jeder höher gebildete Waliser Englisch lerne, auch jeder gebildete Engländer Walisch lernen müsse, dieser, wenn auch noch so bündig formulirten staatsrechtlichen Forderung würde die Macht der Thatsachen mit unerbittlicher Gewalt entgegentreten. Und diese Macht der Thatsachen ist eine keineswegs unberechtigte. Denn eine solche thatsächlich durchgeführte Gleichberechtigung im ganzen

Umfang des Gesammtstaats würde das Walische nur dann in Anspruch nehmen können, wenn es an Ausbreitung und Einfluß, in den höchsten geistigen Beziehungen durch seine Literatur und in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens als weithin brauchbare Geschäftssprache, dem Englischen gleichstünde.

Wie in dem angeführten Beispiel, so finden wir in alle den Staaten, die nicht nur durch ihre Macht, sondern auch durch ihre geistige Entwickelung die Träger der Weltgeschichte sind, zwar einerseits verschiedensprachige Völker vereinigt, aber andrerseits Ein Volk in solcher Weise bestimmend, daß die anderen durch die Macht der Verhältnisse in seine geistigen Bahnen hineingezogen werden. Natürlich kann das Verhältnis dieses einen Volkes zu den übrigen mit ihm in demselben Staatswesen vereinigten ein sehr verschiedenartiges sein, und es soll mit dem Beispiel des Fürstenthums Wales, das wir seiner klaren Einfachheit wegen wählten, durchaus nicht gesagt sein, daß nun jederzeit und aller Orten die Verhältnisse genau dieselben sein müssen. Aber überall, wo wir politische Macht und geistige Größe im Leben der Völker und Staaten vereinigt finden, sehen wir Ein Volk und dessen Sprache das verknüpfende Band für alle übrigen bilden.

Wenden wir das Gefundene auf Deutschland und die mit ihm politisch verbundenen Völker an, so sehen wir in den beiden deutschen Großstaaten: Oesterreich und Preußen, anders sprechende Völker mit den Deutschen zu Einem Staatswesen vereinigt.

In Oesterreich lebten im Jahr 1851 verbunden mit 7,870,000 Deutschen 5,854,000 Tschechen, Mährer und Slowaken; 2,055,000 Polen; 2,940,000 Ruthenen; 1,171,000 Slowenen; 1,329,000 Kroaten; 1,427,000 Serben; 22,000 Bulgaren. Die bisher genannten nichtdeutschen Völker Oesterreichs gehören der slawischen Völkerfamilie an und zählen im Ganzen 14,802,000 Seelen. Ueberdies umfaßte das österreichische Kaiserthum im Jahr 1851: 4,866,000 Magyaren, 5,170,000 Italiener, 406,000 Friauler, 8,000 Ladiner, 2,454,000 Rumänen, außer welchen allen dann noch 706,000 Juden aufgeführt werden[22]). Von den Italienern ist die größere Hälfte im Jahr 1859 an das Königreich Sardinien gekommen, die übrigen ethnographischen Verhältnisse aber haben sich im wesentlichen seit dem Jahr 1851 nicht geändert.

In Preußen lebten im Jahr 1840 neben 12,605,000 Deutschen im Ganzen 2,302,000 Nichtdeutsche, nämlich 2,016,500 Polen; 95,000 Sorben; 23,300 Tschechen und Morawier; 157,400 Lithauer; 10,400 Wallonen[23]). Diese Zahlen haben sich natürlich im Lauf der letzten zwanzig Jahre um etwas geändert; für unsere Betrachtungen aber sind diese Aenderungen ohne wesentlichen Belang.

Man sieht, die ethnographischen Verhältnisse sind in Preußen durch die große numerische Ueberlegenheit der Deutschen ohne Vergleich einfacher als in Oesterreich. Sittlich und prinzipiell aber ist die Stellung der zwei Millionen Polen in Preußen zu den Deutschen durchaus keine andere

als die Stellung der zwei Millionen Polen in Oesterreich zu den dortigen Deutschen.

Prüfen wir nun die staatlichen und die ethnographischen Verhältnisse Oesterreichs nach den oben von uns im allgemeinen gefundenen Gesichtspunkten, so darf uns zuvörderst nicht entgehen, daß unter allen Völkerschaften, welche den österreichischen Kaiserstaat bewohnen, keine die Deutschen an Zahl erreicht. Man spricht zwar bisweilen von mehr als vierzehn Millionen Slawen, welche die nicht ganz acht Millionen Deutschen beinah um das Doppelte an Zahl überbieten. Allein diese Rechnungsweise beruht auf einer Täuschung. Die Slawen Oesterreichs sind nicht Ein Volk, sondern sie sind eine ganze Reihe von Völkern, die nur einer und derselben Völkerfamilie angehören. Was die Sprache betrifft, so stehen sich die Sprachen dieser Völker keineswegs als bloße Mundarten gegenüber, die durch eine gemeinsame über alle sich erhebende Schriftsprache verbunden wären. Vielmehr haben diese Völker ihre besonderen, zum Theil altberühmten Schriftsprachen, die jedes derselben in sich selbst zusammenbinden und gegen die übrigen abgrenzen. Den Vorschlag, ihre Sprache aufzugeben und statt dessen von jetzt an serbisch zu sprechen und zu schreiben, würden die Polen ungefähr mit denselben Empfindungen aufnehmen, wie wenn jemand den Deutschen zumuthen wollte, das Deutsche aufzugeben und statt dessen dänisch zu sprechen und zu schreiben, da ja beides germanische Sprachen seien.

Man darf also durchaus nicht die Slawen als Ein

Volk den Deutschen gegenüberstellen. Vielmehr hat man jedes der slawischen Völker Oesterreichs als einzelnes mit den Deutschen, die wirklich nur Ein Volk sind, zu vergleichen. Thun wir dies, so finden wir, daß keines dieser Völker an Zahl den Deutschen auch nur nahe kommt. Die Slawen selbst werden nicht läugnen, daß wir äußerst billig urtheilen, wenn wir, um ein einzelnes möglichst zahlreiches Slawenvolk herauszurechnen, die Slowaken mit den Tschechen zusammenzählen. Aber selbst dann beträgt dies vereinigte tschechisch-slowakische Volk im ganzen österreichischen Staat erst 5,854,000 Seelen, also über zwei Millionen weniger als die Deutschen. Jedes der anderen slawischen Völker im österreichischen Kaiserthum aber steht an Zahl weit hinter jenem tschechisch-slowakischen Stamm zurück. So betragen die 2,055,000 Polen nur wenig mehr als ein Viertel der 7,870,000 Deutschen, die 2,940,000 Ruthenen etwas mehr als ein Drittel u. s. w.

Und wie mit den slawischen, so ist es mit den übrigen Völkern im österreichischen Staat. Keines erreicht auch nur annäherungsweise die Zahl der Deutschen. Am meisten fallen noch, nach dem Verlust der Lombardei, die Magyaren in's Gewicht. Ihre Zahl beträgt im ganzen Reiche — Ungarn, Siebenbürgen und alle Provinzen, in denen es Magyaren gibt, zusammengerechnet —, 4,866,000, also noch nicht zwei Drittheile der Deutschen. Die Rumänen aber, 2,454,000 an der Zahl, bilden noch kein volles Drittheil der Deutschen.

Also schon der Zahl nach sind die Deutschen das erste

unter den österreichischen Völkern. Fragen wir aber nach dem geistigen Gewicht, so sind wir natürlich weit entfernt, die reich begabten anderen Völker Oesterreichs herabsetzen zu wollen; aber das wird bei ruhiger Ueberlegung weder der gebildete Magyare, noch der Pole, noch der Tscheche läugnen können, daß deutsche Sprache und deutsche Literatur doch noch eine andere Rolle in der Geschichte des menschlichen Geistes und der menschlichen Bildung spielen als bei allem Vortrefflichen, was es bieten mag, ihr einheimisches Idiom. So unbestreitbar es deshalb Pflicht der österreichischen Regierung ist, jede der vielen Sprachen innerhalb ihres ethnographischen Bereichs zu pflegen, so ganz außer aller Möglichkeit liegt es, jeder dieser Sprachen auch außerhalb ihres Bereichs gleiche Ausbreitung und gleiches Ansehen zu verschaffen. Jeder gebildete Magyare kann deutsch. Aber wie viele auch noch so gebildete Prager oder Linzer oder Salzburger können sich wohl rühmen, des magyarischen Idiomes mächtig zu sein? Jeder gebildete Tscheche kann deutsch. Aber wie viele Magyaren oder Rumänen, Steyermärker oder Tiroler lesen und sprechen wohl tschechisch? Und wird man etwa aus diesen thatsächlichen Verhältnissen der österreichischen Regierung einen Vorwurf machen wollen? Oder gereicht es andrerseits den Magyaren oder den Tschechen zum Tadel, daß die Dinge so sind, wie sie sind? Gewiß weder das Eine, noch das Andere. Der österreichischen Regierung wird sicherlich kein vernünftiger Mensch zumuthen, für die Ausbreitung des Magyarischen in Böhmen oder des Tschechischen in Tirol Sorge zu tragen.

Daß aber diese Idiome sich durch ihre eigene Kraft nicht gar weit über ihren angestammten Bereich auszubreiten vermögen, das hat so bestimmte quantitative und historische Gründe, daß nur die völligste Unkenntnis der Verhältnisse den Magyaren oder Tschechen einen Vorwurf daraus machen könnte. Nehmen wir an, die Deutschen haben dieselbe geistige Begabung wie die Magyaren oder die Tschechen; — und das werden wir ja wohl ohne Unbescheidenheit annehmen dürfen —: Wie ist es möglich, daß bei gleicher Begabung etwa fünf Millionen Magyaren oder Tschechen eine ebenso umfassende und eingreifende Rolle spielen wie vierzig Millionen Deutsche? Darin aber liegt der Schwerpunkt der österreichischen Frage, daß es nicht nur die sieben bis acht Millionen Deutsche in Oesterreich sind, die das gemeinsame und zusammenhaltende Element des Kaiserstaats bilden, sondern daß die geistige Kraft und die historische Größe des ganzen deutschen Volkes ihr Gewicht in die Waagschale der Deutschen wirft.

Betrachten wir die Entstehung und Entwickelung des österreichischen Staats, so sehen wir, wie er sich von seinem Kernland, der deutschen Südostmark aus gestaltet hat. Das erste Herrschergeschlecht, die babenbergischen Markgrafen, gründet und befestigt diesen frühesten Besitz. Das deutsche Wien wird Hauptstadt des Landes. Deutsche Waffen schützen die Grenzen und breiten sie aus. Deutsche Bildung folgt den deutschen Siegen, und an der Donau erklingt das deutsche Heldenlied und der deutsche Minnesang wie am Rhein und auf der Wartburg. Ein zweites Herrscherge-

schlecht, die Habsburger, tritt an die Stelle des ausgestorbenen ersten. Das Reich gewinnt im Lauf der Jahrhunderte eine Ausdehnung, gegen welche der Besitz der Babenberger fast verschwindet. Aber die Herrschaft, welche diese gegründet, ist der Kern des Reichs, und ihre Residenz, das deutsche Wien, bleibt der Mittelpunkt und die Hauptstadt des gewaltigen Staates. Noch einmal wechselt das Herrscherhaus. Die männliche Nachkommenschaft Rudolf's von Habsburg stirbt aus. Alles erwartet den Zerfall des Reichs. Aber dies zeigt sich fester gefügt als die Politiker gerechnet, und Maria Theresia verliert nur eine einzige Provinz an den größten Kriegsfürsten des Jahrhunderts.

Glaubt man wirklich, daß das alles nur die Wirkung dynastischer Interessen und klug berechneter Heirathen war? Nimmermehr! Die Dynastie bildet hier, wie in den meisten Staaten Europa's, die eine, freilich sehr wesentliche Wurzel des Staats. Aber daß dieser Staat zu diesem Umfang sich ausrundete, daß er im Lauf der Jahrhunderte immer fester zusammenwuchs, das hat seinen Grund eben so sehr in der Natur der Dinge wie in den Geschicken seiner Herrscher. Die Türkengefahr von außen, die sich tausendfach kreuzende Zersplitterung der Völkerstämme im Innern hieß diese Lande am deutschen Kaiser und Beherrscher Deutsch-Oesterreichs einen starken Hort und gemeinsamen Mittelpunkt suchen. Gemeinsam drängten Deutsche und Magyaren, Slawen und Rumänen die türkische Barbarei die Donau hinab und eroberten das Land der christlich-europäischen Bildung. Die gemeinsamen Heldenthaten erzeugten in dem kräftigsten Theil

der Völker, im Heere, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das alle sprachlichen Unterschiede nicht zu zerreißen vermochten.

So gehören diese Lande durch Recht und Geschichte zusammen und nur zu ihrem eigenen Verderben würden sie sich scheiden. Und daß durch den Gang der Geschichte und die Macht der Verhältnisse deutsche Kultur und deutsche Sprache in diesen Landen die Stellung errungen haben, die sie thatsächlich einnehmen, ist denn das ein Unglück für die vielsprachigen Völker des Donaugebiets? Wir alle, die wir nach höherer Geistesbildung trachten, lernen fremde Sprachen. Und sollten die nichtdeutschen Bewohner Oesterreichs darum zu beklagen sein, daß die Sprache, deren Erlernung ihnen von der Natur der Verhältnisse vor allen nahe gelegt, ja, so zu sagen, aufgedrungen wird, gerade die deutsche ist? Wahrlich man braucht kein überspannter Deutschthümler zu sein, um sich bei ruhigster Ueberlegung zu sagen, daß es im ganzen Verlauf der menschlichen Geschichte nur wenige Sprachen gibt, die dem, der sie erlernt, einen so weiten und tiefen Bildungsbereich erschließen wie die deutsche.

So wie aber für die höchsten geistigen Interessen, so ist in den wichtigsten Beziehungen des bürgerlichen Lebens die Erlernung des Deutschen allen denen Bedürfnis, die sich unter diesen Völkern zu einem etwas ausgebreiteteren Geschäftsbetrieb erheben. Man betrachte nur eine nach den Sprachgrenzen illuminirte Karte des österreichischen Kaiser-

staats mit ihren tausendfach durcheinandergesprengten Völkertheilen und bedenke die unzählbaren materiellen Interessen, durch welche diese Lande auf einander angewiesen sind, und man wird sich leicht überzeugen, daß der gewerbfleißige Bürger eines gemeinsamen sprachlichen Mediums bedarf, das in den verschiedenen Theilen des Reichs verstanden wird.

Es sind somit keineswegs künstliche politische Plane, sondern es ist der ganze Gang der Geschichte, es sind die höchsten geistigen wie die wichtigsten bürgerlichen Interessen, welche das Deutsche zur verbindenden Gemeinsprache des österreichischen Staats erheben.

Wir haben absichtlich bisher von der politischen Beziehung Oesterreichs zum übrigen Deutschland ganz abgesehen; und auch ohne alle Rücksicht auf diese politische Beziehung kamen wir zu dem Ergebnis, daß durch die Natur der Verhältnisse das Deutsche die verbindende Reichssprache des österreichischen Kaiserstaats ist. Ziehen wir nun die politische Stellung Oesterreichs zum übrigen Deutschland in Betracht, so erkennen wir, daß das Deutsche in Oesterreich unter diesem Gesichtspunkt noch eine ganz andere Bedeutung erhält als außerdem. Die westliche Hälfte des österreichischen Kaiserthums gehört politisch zu Deutschland; und ein sehr großer Theil gerade dieser Lande ist bewohnt von einer rein deutschen Bevölkerung. Die Hauptstadt des ganzen Reichs: Wien, liegt in dem Theil des österreichischen Staats, der volksthümlich und politisch zu Deutsch-

land gehört. So ist Wien, die Hauptstadt des Reichs, zugleich eine der beiden größten Städte Deutschlands, so wie der österreichische Kaiser zugleich einer der beiden größten Bundesfürsten ist. Daß dies alles dazu beiträgt, die schon in den inneren Verhältnissen Oesterreichs begründete Stellung des Deutschen noch zu erhöhen, versteht sich von selbst. Ebenso leuchtet ein, daß es im wohlverstandenen Interesse der österreichischen Herrscher liegt, die Beziehungen zum übrigen Deutschland möglichst zu kräftigen.

Wir gehen aber hier absichtlich nicht näher auf die politische Stellung Oesterreichs in Deutschland ein, sondern beschränken uns auf die Frage, welche Einwirkung diese Stellung auf die nichtdeutsche Bevölkerung Oesterreichs hat. Auf den ersten Blick könnte man glauben, ebenso wie es das eifrigste Streben der deutschen Bevölkerung Oesterreichs sein muß, die Verbindung mit Deutschland möglichst zu stärken, so liege es im Interesse der nichtdeutschen Stämme, diese Verbindung möglichst locker zu machen. Allein bei näherer Betrachtung findet man, daß eine solche Abtrennung Oesterreichs vom übrigen Deutschland durchaus nicht im Interesse der nichtdeutschen Bevölkerungen liegt. Hätte einer dieser Stämme, z. B. der magyarische, Aussicht durch eine solche Trennung an die Spitze des österreichischen Staates zu gelangen, so würde dieselbe zwar in seinem Interesse sein, aber durchaus nicht in dem der übrigen. Wir sehen dies sofort, wenn auch nur in einem Theil der österreichischen Monarchie ein derartiger Versuch gemacht

wird. Sobald die Magyaren in den Unruhen der Jahre 1848 und 49 sich vom deutschen Theil der Monarchie losrissen, erklärten sie auch das Magyarische für die herrschende Sprache in ihrem Reich und begannen, dasselbe der viel zahlreicheren nichtmagyarischen Bevölkerung aufzunöthigen. Nun muß sich aber doch bei nur einigem Nachdenken der Serbe, der Kroate, der Slowake, der Rumäne sagen, daß wenn man einmal neben der angestammten Muttersprache und neben den Sprachen, deren praktische Handhabung das unmittelbarste Bedürfnis der in den verschiedenen Landestheilen sehr verschiedenen Völkermischung verlangt, noch eine weitere Sprache lernen soll, sich die Erlernung des Deutschen geistig und bürgerlich ganz anders lohnt als die des Magyarischen.

Aber der ganze Gedanke, daß nach der Lostrennung von Deutschland das Magyarische oder irgend eine andere der nichtdeutschen Sprachen im österreichischen Kaiserstaat die Rolle übernehmen werde, die bisher das Deutsche gespielt, ist ein wesenloses Hirngespinnst. Nicht einmal im östlichen Theil der Monarchie hat er sich durchführen lassen, vollends aber im westlichen könnte nur der Wahnwitz auf solche Gedanken kommen.

Fällt aber die Hoffnung, in Betreff der Sprache sich an die Stelle des Deutschen zu setzen, hinweg, so lassen alle übrigen Erwägungen die engste Beziehung Oesterreichs zu Deutschland auch für die nichtdeutschen Bevölkerungen im höchsten Maße wünschenswerth erscheinen. Denn ge-

rade das Gute, das ihnen das deutsche Wesen zubringt: bürgerliche und religiöse Freiheit und rege Betheiligung an der geistigen Entwickelung des germanischen Europa, wird auch den nichtdeutschen Bevölkerungen Oesterreichs in demselben Maße mehr gesichert, in welchem Oesterreich mit dem übrigen Deutschland zusammenwächst.

Zur Geschichte Preußens in den Jahren 1806 bis 1808.

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des französischen Krieges im Oktober 1806. Von einem ehemaligen höheren Staatsbeamten. Mit vierzehn Beilagen. Leipzig 1847.

Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. Oktober 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höheren Staatsbeamten. Erster Band. Leipzig 1851. Zweiter Band 1852.

Geschrieben im Jahr 1854.

Die großen Ereignisse, die unsern Welttheil in den Jahren 1789 bis 1815 erschüttert und insbesondere unser deutsches Vaterland erst schwer niedergebeugt, dann um so schöner wieder aufgerichtet haben, treten zwar der Erinnerung unserer Zeitgenossen immer ferner. Aber in demselben Maß als die eigene unmittelbare Erinnerung abstirbt, mehrt sich

der Reichthum an Veröffentlichungen aus den Papieren der Mitlebenden und Mithandelnden. Insbesondere gilt dies von der ewig denkwürdigen Periode unserer deutschen Geschichte, von den Jahren 1806 bis 1815. Während man noch vor wenigen Jahren mit Recht über die verhältnißmäßige Armuth an deutschen Quellen über die neuere Geschichte klagte, ist jetzt die Menge solcher Quellenwerke bereits zu einer stattlichen Literatur angewachsen und weitere wichtige Veröffentlichungen sind in Aussicht gestellt. Je größer nun die Fülle unserer Hülfsmittel zur richtigen Erkenntniß und Würdigung der neueren Geschichte wird, um so mehr muß auch der minder Kundige sich überzeugen, daß Sichtung und Kritik der Quellen für die neuere Geschichte ein eben so großes, ja in gewisser Beziehung ein noch größeres Bedürfniß ist als für die meisten anderen Perioden der Geschichte. Man begegnet aber nicht selten den sonderbarsten Vorstellungen in dieser Beziehung. Was einer selbst noch erlebt hat, darüber muß er doch am besten Bescheid wissen, denkt man. Und was hat er denn selbst erlebt? Was zu seinen Lebzeiten vorgefallen ist. Wie wenig aber der Einzelne, zumal in den weitschichtigen Dimensionen der neueren Geschichte, wirklich als Augenzeuge selbst erlebt, darüber gibt man sich keine Rechenschaft. Man findet es deshalb auch sehr paradox, wenn jemand behauptet, daß wir jetzt nach vierzig bis siebzig Jahren über viele Ereignisse der Jahre 1789—1815 weit besser und gründlicher Bescheid wissen als die unermeßliche Mehrzahl der Mitlebenden. Und doch ist die Sache so außerordentlich

einfach. Die erst nach Abschluß der Ereignisse erfolgte Veröffentlichung von Aktenstücken, Briefen, Selbstbekenntnissen u. s. w. gewährt uns den Einblick in Tiefen, von denen die meisten Mitlebenden keine Ahnung hatten. Ja auch die Eingeweihtesten unter den Mithandelnden kennen doch immer nur die Eine Seite aus eigener Erfahrung, während vor der forschenden Nachwelt beide Theile über ihre Absichten und Handlungen Rechenschaft geben. Hätte man sich über alle diese Fragen mehr in's klare gesetzt, so würde man einerseits den Umstand, daß die Lebenszeit eines Geschichtschreibers noch mit dem Verlauf der von ihm erzählten Thatsachen zusammenfällt, nicht überschätzen, andrerseits aber die schlichte und wahrheitsgetreue Aufzeichnung wirklicher Erlebnisse besser zu würdigen wissen, als es von einem großen Theil unseres Publikums zu geschehen pflegt.

Der Historiker, der sich der Erforschung der neueren Geschichte Deutschlands zuwendet, wird es als ein besonderes Glück erkennen, daß unter den Veröffentlichungen zur deutschen Geschichte seit dem Ausbruch der Revolutionskriege sich so viele treffliche, gediegene Arbeiten finden. Ich brauche unter den mannigfachen Werken, die ich hier nennen könnte, nur an das reichhaltigste unter allen, an Stein's Leben von Pertz zu erinnern. Zu dem Inhalt des ersten und zweiten Bandes des Pertz'schen Werkes stehen die Arbeiten, die wir hier zur Anzeige bringen, in naher Beziehung. Um aber jedem Mißverständniß vorzubeugen, sage ich gleich hier erstens, daß die in der Ueberschrift genannten Werke

über die Kurmark Brandenburg unabhängig von Pertz entstanden und aus eigenen Erfahrungen und archivalischen Forschungen hervorgegangen sind; zweitens aber, daß sich der Leser nicht etwa auf einen ähnlichen Genuß gefaßt machen darf, wie ihn Pertz bietet. Die vorliegenden Arbeiten über die Kurmark Brandenburg gleichen mehr einem sorgfältigen, hin und wieder etwas weitschweifigen Referat, wie es ein geschickter Geschäftsmann aus einer voluminösen Masse von Akten zusammenstellt. Einem großen Theile nach sind sie nur als Material für den Geschichtsforscher zu betrachten, das der Herr Verfasser in sehr verdienstlicher Weise zugänglich gemacht und vor dem Untergang gesichert hat. Dahin gehören zum Beispiel die ausführlichen Darlegungen aus den Rechnungen der verschiedenen Comités und Beamten, die zu dem Aufbringen der von den Franzosen geforderten Summen beauftragt waren. Diese gründlichen, aber weitschichtigen Partien des Werkes durchzuarbeiten, wird man nur dem zumuthen, der sich wie der Unterzeichnete aus eigener Prüfung überzeugen will, was von den oft wiederholten Anschuldigungen gegen die Männer, denen diese Geschäfte anvertraut waren, zu halten ist. Für diesen ist dann freilich das Ergebniß ein sehr wichtiges. Andere Abschnitte der vorliegenden Bücher sind allerdings einem größeren Leserkreis zu empfehlen, aber auch sie mehr zu einem lehrreichen Studium als zum historischen Genuß. So namentlich das ganze erste Werk: Die Kurmark Brandenburg im Oktober 1806.

Mancher wundert sich vielleicht, wenn er hört, daß hier über den Zustand und die Schicksale einer einzelnen Provinz während des Verlaufs von nur zwei Jahren (1806–1808) zwei Werke vorliegen, die zusammen beinahe zweitausend Großoktavseiten enthalten. Aber er würde dabei vergessen, daß es sich erstens um die bei weitem wichtigste Provinz der ganzen preußischen Monarchie handelt, und daß zweitens die angegebenen Jahre zu den merkwürdigsten und ereignißreichsten in der Geschichte dieser Provinz gehören. Aus diesem Grunde ist nun auch das erste der beiden Werke über den Zustand und die Verwaltung der Kurmark Brandenburg im Jahr 1806 von besonderem Interesse. Denn wir erhalten in demselben nicht nur eine eingehende Schilderung der besonderen Verhältnisse der Kurmark, sondern auch eine sehr klare Uebersicht über die ganze Zusammensetzung der damaligen preußischen Verwaltung. Doch bevor wir uns auf eine nähere Darstellung des Werkes selbst einlassen, müssen wir einige Worte über den Verfasser und dessen Standpunkt sagen. Denn obwohl diese Bücher zu denen gehören, die es fast durchweg mit Thatsachen zu thun haben, von denen der Engländer sagt, sie seien stubborn things, so pflegen doch auch diese unbeugsamen Klötze ihre Vorderseite und ihre Rückseite zu haben und nehmen sich deshalb sehr verschieden aus, je nach dem Standpunkt des Beschauers. Auch bei diesen sogenannten reinen Thatsachen ist es darum unerläßlich nothwendig, sich vor Allem genau über den Standpunkt des Erzählers zu unterrichten. Dies wollen wir nun zu-

vörderst theils aus den vorliegenden Werken, theils aus anderen zuverlässigen Quellen thun*).

Der Verfasser dieser Werke hat sich nicht genannt. Aber bald nach dem Erscheinen des ersteren erfuhr man, daß es der ehemalige Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Herr von Bassewitz sei. Diese Angabe wird eben so wohl durch den Inhalt der vorliegenden Werke als durch einen, wie es scheint, aus authentischen Quellen geflossenen Artikel der 10. Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons bestätigt. Einer altadeligen Familie Mecklenburgs entsprossen erhielt der Verfasser seine erste Bildung auf dem Pädagogium in Halle, studierte in den Jahren 1791—94 zu Rostock und Jena die Rechte und die Cameralwissenschaften und trat dann im Jahr 1795 auf Verwendung des Ministers Struensee als Referendarius bei der kurmärkischen Kammer und zugleich beim Manufactur- und Commerzcollegium in preußische Dienste ein. Fast seine ganze langjährige Dienstzeit, — er schied erst nach dem Regierungsantritt des gegenwärtigen Königs aus dem Staatsdienst —, widmete er seitdem der Provinz Brandenburg. Im J. 1797 wurde er Assessor, im J. 1800 Kriegs- und Domänenrath in der gedachten Kammer, 1809 Vicepräsident, 1810 Chefpräsident des Regierungscollegiums zu Potsdam,

---

*) Um Raum zu sparen werden wir das erste Werk (die Kurmark Brandenburg — im Oktober 1806) fortan immer nur als Kurm., die beiden Bände des zweiten Werkes aber als Kurm. I. und Kurm. II. citieren.

endlich im J. 1824 Oberpräsident der Provinz Brandenburg. Wir führen diese Thatsachen hauptsächlich deswegen an, weil man sich aus ihnen von vorne herein überzeugen wird, daß der Verf. die von ihm geschilderte Provinz und deren Verwaltung durch und durch kennt. Was aber seine Tüchtigkeit im Berufsleben betrifft, so gibt darüber das beste Zeugnis das freundschaftliche Verhältniß, in welchem der Verf. mit einem der vortrefflichsten Staatsmänner der neueren preußischen Geschichte, mit dem Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke, gestanden hat. Schon auf der Schule wurde diese Freundschaft angeknüpft und bei Vincke's ersten Anfängen im Staatsdienst zu Berlin weiter gepflegt. Als dann später im Jahre 1809 Vincke Präsident der kurmärkischen Regierung wurde, erhielt auf seinen Vorschlag v. Bassewitz die Stelle eines ersten Direktors und Vicepräsidenten bei diesem Collegium*). Bassewitz gehörte also zu den Männern, die bei der Umgestaltung des preußischen Staates auf Seite der Reformfreunde standen. Er spricht sich darüber in den vorliegenden Werken mehrfach aus. „Gewiß war es", sagt er**), „unter allen Ursachen, die Napoleon's Ueberlegenheit begründet hatten,

*) Bodelschwingh, Leben des Ober-Präsidenten Freiherrn von Vincke. Erster Theil, S. 21, S. 95 vgl. mit Kurm. II, 745, und Bodelschwingh I, S. 374 vgl. mit Kurm. II, S. 115, Anm. 2. Die Zweifel, die Bodelschwingh I, 360 in der Schwebe läßt, haben Kurm. II, 745, Anm. bereits ihre Erledigung gefunden.

**) Kurm. Vorr. S. VIII.

nicht die kleinste, daß er an der Spitze einer Nation stand, die durch eine gewaltsame und gräuelvolle Revolution zum Bewußtsein und zur freiesten Entwickelung ihrer Kräfte gelangt war, solche jedoch, ruhmdurstig und eitel, mehr nach Außen kehrte und durch die erstaunlichen Erfolge seiner Waffen geblendet, darüber vergaß, daß sie nur seiner Eroberungssucht Opfer brachte. Dagegen lagen die anderen Nationen des mittlern Europa noch in den Banden innerer Verfassungen und Verhältnisse verstrickt, die sich im Laufe von Jahrhunderten, theils durch das Uebergewicht roher Gewalt, theils aus dem Lehenswesen und der gesellschaftlichen Gliederung des Mittelalters, zu einem festen Rechtszustande gebildet hatten, der nicht ohne die gefährlichsten Erschütterungen umgeändert werden konnte, so lästig und wenig zeitgemäß er auch nunmehr geworden war. Das Nachtheilige desselben hatte sich auch in Preußen fühlbar gemacht, schon vor dem Anfange des Kriegs die Aufmerksamkeit des Königs erregt und die ersten Schritte zur Verbesserung hervorgebracht, die aber noch von zu vielen entgegenstehenden Rücksichten und Interessen durchkreuzt wurden. Nur die Schule des Unglücks konnte es dahin bringen, daß letztere sich unterordneten, und so wurde dieselbe Periode, in der Preußen diese Schule durchgemacht hatte, zur Epoche einer durchgreifenden innern Reform der Staats- und bürgerlichen Verhältnisse, welche auf friedlichem Wege und mit möglicher Schonung der Privatinteressen die Hindernisse des Gemeinwohls aus dem Wege räumte, einer Reform, die zum leuchtenden Vorbild für andere Staaten

geworden ist, dem preußischen Staate selbst und seinen Einwohnern während des folgenden Friedenszustandes die segensreichsten Früchte gebracht hat, und beim Beharren auf demselben Wege des Fortschrittes, die erfreulichste Aussicht in die Zukunft öffnet"*). Der Verf. gehört also der Seite der preußischen Reformfreunde an, die mit dem gesammten Neuerungswerk der Jahre 1807 bis 1812 zufrieden sind, zwischen Stein und Hardenberg in Bezug auf ihre gesetzgeberische Thätigkeit keinen wesentlichen Unterschied gelten lassen, mithin einen wie den andern verehren oder vielmehr konsequenterweise Hardenberg über Stein setzen müssen. Nur der verblendete Parteieifer könnte läugnen, daß auch unter dieser Klasse der preußischen Reformfreunde sehr achtungswerthe und gescheidte Männer waren. Auf der anderen Seite aber wird man festhalten müssen, daß man ein sehr guter preußischer und deutscher Patriot und ein warmer Freund des Volkes in allen seinen Schichten sein kann, ohne deshalb die Grundsätze der Hardenberg'schen Gesetzgebung zu theilen. Näher auf diesen Gegenstand einzugehen, haben wir hier noch keine Veranlassung, da auch das zweite Werk des Verf. noch nicht bis in die Periode der eigentlichen Hardenberg'schen Gesetzgebung reicht. Wir mußten aber der Sache mit einigen Worten Erwähnung thun, um den Standpunkt des Verf. zu bezeichnen. Von diesem aus be-

*) Vgl. damit, was der Verf. Kurm. II, Vorw. S. VI und Kurm. I, S. 624 sagt.

trachtet derselbe seine meist aus den unmittelbarsten Quellen geschöpften Thatsachen mit großer Ruhe und Gewissenhaftigkeit. Man ersieht dies schon daraus, daß sich der Verf. in Bezug auf einzelne Personen und Vorgänge mit Aeußerungen Hardenberg's unbedenklich in Widerspruch setzt, wenn ihn seine persönliche Sachkenntniß oder seine aktenmäßigen Nachweisungen auf ein anderes Resultat führen.

Die Quellen, aus denen der Verf. schöpft, sind nämlich erstens und vor allem seine reichen eigenen Lebenserfahrungen. An einem großen Theile dessen, was er darstellt, hat er selbst als preußischer Beamter wesentlich mitgewirkt. Zweitens aber wird seine eigene Erfahrung unterstützt durch die Benützung einer großen Fülle von Aktenstücken, die er theils seinen eigenen Sammlungen, theils den verschiedenen Archiven und Registraturen zu Berlin und Potsdam entnimmt. Unter den Schriftstücken, die sich im Besitz des Verf. selbst befinden, wollen wir nur den köstlichen Brief Stein's an den König Friedrich Wilhelm III. erwähnen, in welchem er sich zur Annahme des ihm nach Abschluß des Tilsiter Friedens wieder angebotenen Ministeriums bereit erklärt. Er findet sich zuerst gedruckt bei Pertz*), dem ihn der Verf.**) mitgetheilt hat. Wie gewissenhaft aber der Verf. in der Benutzung seiner Quellen verfahren ist, dafür wollen wir unter vielen Bei-

---

*) I, 457.

**) Nach Kurm. I, 452, Anm. 3.

spielen nur auf die Art verweisen, wie er*) unterscheidet, welche von den durch die französische Invasion verursachten Kriegslasten „ziemlich vollständig", welche durch „annähernde Berechnungen" nachzuweisen, und welche selbst nicht „annähernd in Zahlen auszusprechen" möglich gewesen ist.

Treten wir dem Inhalt der vorliegenden Werke näher, so müssen wir uns natürlich darauf beschränken, denselben nur im Allgemeinsten zu bezeichnen, und uns begnügen, nur auf einige wenige Punkte etwas näher einzugehen. In dem ersten der beiden Werke, die Kurmark im Oktober 1806, findet der Leser in vierzehn Abschnitten folgende Gegenstände abgehandelt: 1) Grenzen, Eintheilung, Größe und Bevölkerung der Kurmark; 2) Einwohner, sowohl nach ihrer Vertheilung in Stadt und Land als nach ihrer Stellung; 3) Staats= und Provinzialbehörden; 4) ständische Verfassung und Behörden; 5) Abgabenwesen; 6) Einkünfte des Staats aus der Kurmark; 7) Polizeiverfassung; 8) Militärwesen; 9) Kirchen= und Schulwesen; 10) Balleien, Stifte und Klöster; 11) Justizwesen; 12) Gewerbe und Handelsverhältnisse; 13) Wohlstand, Bildung und politische Gesinnung der Einwohner; 14) geschichtlich-politische Verhältnisse des ganzen Staats, so weit sie auf die Kurmark von Einfluß waren.

Man kann sich denken, welchen Reichthum an Belehrung diese Abschnitte, meist bis in's besonderste Einzelne durchgeführt, bieten. Wer sich einmal bemüht hat, aus

---

*) Kurm. II, 630.

Gesetzsammlungen, einzelnen historischen Zügen u. s. w. das zuverlässige Bild eines Landes in einer bestimmten Periode zu gewinnen, der weiß auch, welch große Schwierigkeiten ein solches Unternehmen zu bieten pflegt. Ist es schon schwer für den Fernstehenden, mit Vermeidung aller Irrthümer, sicher auszumitteln, welche Gesetze und Verordnungen in einem bestimmten Jahr noch in Kraft bestanden, so ist es vollends fast unmöglich, sich überall ein genügendes Bild davon zu machen, wie diese Gesetze und Verordnungen nun in's Leben eingriffen, wie sie sich mit den hergebrachten Sitten und Gewohnheiten verbanden, auf den Wohlstand und die Denkweise der Bewohner einwirkten u. s. w. Ueber das Alles kann natürlich ein tüchtiger Beamter, der viele Jahre bei der Verwaltung einer Provinz thätig war, die zuverlässigste Auskunft geben. Herr von Bassewitz thut dies in einer klaren und einfachen Weise. Des Pikanten findet man bei ihm sehr wenig. Ja die Darstellung würde jedenfalls an Lebendigkeit und Anziehungskraft gewonnen haben, wenn der Herr Verf. hie und da etwas mehr in das Persönliche oder in das neuerdings vielfach hervorgehobene Volksthümliche eingegangen wäre. Aber auch abgesehen davon, daß man von dem Verfasser eines guten Buchs überhaupt nicht verlangen darf, daß er ein anderes Buch hätte schreiben sollen als das, welches er wirklich geschrieben hat, würde der Charakter ruhiger, ja im guten Sinn des Worts nüchterner Belehrung, wie er dem vorliegenden Werk überall aufgeprägt ist, durch solche Einstreuungen leicht gelitten haben. Ohne daß wir also die

Vorzüge einer anderen Behandlungsart ähnlicher Gegenstände verkennen, dürfen wir es doch dem Herrn Verf. Dank wissen, daß er seiner ihm natürlichen Weise treu geblieben ist.

Indem wir nun jedem, der sich für diese Dinge interessirt, überlassen, sich in dem Buche selbst Belehrung zu suchen, wollen wir von den vielen Punkten, auf die wir näher eingehen könnten, nur einige wenige hervorheben. S. 126 fg., so wie an mehreren anderen Stellen des Buchs, gibt der Herr Verf. Auskunft über die Verhältnisse der französischen Kolonisten in der Kurmark Brandenburg. Nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Ludwig XIV. fand bekanntlich ein großer Theil der um ihres Glaubens willen aus Frankreich vertriebenen Reformirten Aufnahme in den Staaten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Namentlich bildeten sie eine starke Kolonie in dessen Hauptstadt Berlin. Durch das Aufnahme-Edikt vom 29. Oktober 1685 und eine Anzahl späterer Erlasse wurden ihnen mannigfache Rechte und Privilegien ertheilt. Namentlich wurde ihnen durch das Aufnahme-Privilegium vom 29. Oktober 1685 die Religionsübung in französischer Sprache zugesichert. Aus den Stellen, in denen unser Verf. dieser französischen Kolonisten Erwähnung thut, sehen wir nun, in welcher politischen Absonderung noch im Jahre 1806 die eingewanderten französischen Refugiés von den übrigen Einwohnern durch ihre Einrichtungen erhalten wurden. Sie standen unter ihrem besonderen französischen Oberdirektorium (Conseil Français) in Berlin und einem

demselben untergeordneten französischen Obergericht und Oberkonsistorium. Unter dem französischen Oberkonsistorium standen dann weiter a) „das französische Konsistorium in Berlin, welches aus sämmtlichen 13 französischen Predigern, den Anciens und Anciens-Diakons bestand; es zählte außer den Predigern einige 40 Mitglieder;" — b) „die Prediger von 19 Kirchen und die Schulen in der Kurmark." Das französische Konsistorium in Berlin führte dann wieder die Aufsicht über das französische Gymnasium in Berlin, über das Seminarium theologicum, über das Schulmeisterseminarium, über die französischen Armenanstalten in Berlin: Maison Française, Maison de Refuge, Maison d'Orange, Ecole de Charité, französisches Hospital, französisches Kinderhospital und französisches Waisenhaus*). Die Erhaltung dieser Einrichtungen fiel natürlich nur theilweise dem Staat zur Last. Doch betrug die Summe, welche die General-Domainenkasse jährlich dazu zahlte, im Rechnungsjahre 1804/5 nicht weniger als 36,409 Thaler**). Die Anzahl sämmtlicher französischen Reformirten in der Kurmark belief sich aber in demselben Jahr 1804/5 auf nicht mehr als 6037 Personen, von denen 4225 in Berlin wohnten***).

Die gastliche Aufnahme, welche die preußischen Fürsten den französischen Flüchtlingen gewährten, verdient gewiß in mehr als einer Hinsicht das Lob, das sie so häufig gefun-

*) Kurm. S. 126 fg.

**) Kurm. S. 246.

***) Kurm. S. 337.

den hat. Eine große Anzahl fleißiger und sittlich guter Familien wurde dadurch dem preußischen Staate gewonnen. Sie brachten so manche nützliche Thätigkeit mit, und eine bedeutende Anzahl aus ihrer Mitte hat sich in den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes und der Wissenschaft rühmlich hervorgethan. Dennoch aber drängt sich die Frage auf, ob die Bevorzugung oder überhaupt die ganze Einrichtung, die man diesen französischen Kolonisten zu Theil werden ließ, nicht noch durch andere Gründe hervorgerufen war als die, welche die Humanität und die Hebung der Bevölkerung an die Hand gab. Daß die scheinbar bloße Gleichberechtigung dieser französischen Emigranten in der Ausführung eine wirkliche Bevorzugung wurde, ergibt schon der Blick auf die statistischen Zahlenverhältnisse. Jene 6037 Personen, welche im Jahr 1804/5 den ganzen Bestand der französischen reformirten Gemeinden in der Kurmark Brandenburg bildeten, hatten nicht weniger als 33 Prediger, nämlich 12 in Berlin*), 2 in Potsdam, 2 in Frankfurt a. d. Oder und 17 in anderen Städten und Dörfern der Kurmark **). Es kommt also auf je 183 Seelen ein Prediger. Vergleichen wir damit die Verhältnisse der lutherischen deutschen Kirche in der Kurmark, so dürfen wir***) um das Jahr 1804/5 in runder Summe mindestens 800,000 Lutheraner in der Kurmark annehmen. Diese hatten 858

*) Nach Kurm. S. 126 wären es 13.

**) Kurm. S. 245 u. 339.

***) Nach Kurm. S. 337 fg. zusammengehalten mit S. 9.

Prediger*). Es kamen also mindestens 932 Seelen auf einen Prediger, das heißt mehr als fünfmal soviel als bei den französischen Reformirten. Nun könnte man zwar glauben, wenn man nicht näher hinsieht, dies Mißverhältniß finde in der Zersplitterung der französischen Reformirten über das ganze Land seine hinreichende Erklärung. Aber wozu dann die zwei Prediger in Potsdam, die zwei in Frankfurt? Und wozu vollends die zwölf Prediger in der Hauptstadt, so daß auch dort, also in dem Umfang einer und derselben Stadt, nur 352 Seelen auf einen Prediger kommen? Und daneben würde gerade in Berlin das Mißverhältniß zwischen der Zahl der lutherischen Geistlichen und ihrer Gemeindeglieder noch ohne allen Vergleich stärker hervortreten als bei der obigen Durchschnittsberechnung für die ganze Kurmark Brandenburg. Diese thatsächliche Begünstigung des übrigens sehr ehrenwerthen reformirten Elements findet ihre Erklärung in dem ganzen Verlauf der brandenburgischen Kirchengeschichte seit dem Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur reformirten Konfession.

Wir lassen uns aber auf diese religiöse Seite der Sache nicht weiter ein, sondern wenden unser Augenmerk auf eine davon unabhängige politisch-nationale. Die Aufnahme der französischen Refugiés in die Hauptstadt der nachmals preußischen Monarchie fiel zusammen mit dem wachsenden Umsichgreifen französischer Sprache und französischer Bildung

*) Kurm. S. 338.

in Deutschland. Diese Abwendung von deutscher Sprache und Sitte und diese Hingabe an das Fremde, wie sie die französischen Einwanderer namentlich bei unserem Adel und an unseren Höfen in steigendem Wachsthum vorfanden, traten dem naturgemäßen Prozeß hindernd in den Weg, durch welchen die französischen Ansiedler, einmal in unsere Mitte und in unser Bürgerrecht aufgenommen, sich allmählich nach Sprache und Art dem deutschen Volke einverleiben mußten. Und wie sie selbst durch die obwaltenden Umstände in ihrer neuen Bestimmung aufgehalten wurden, so wirkten sie ihrerseits höchst nachtheilig zurück auf ihre Umgebungen, indem sie den ohnehin vorhandenen Trieb zur Verwälschung noch steigerten und förderten. So haben sie allerdings das Ihrige dazu beigetragen, Berlin zu einem Hauptsitz des französischen Wesens zu machen, das im achtzehnten Jahrhundert Deutschland verunziert hat. Denn in Berlin war es zur Zeit des größten Fürsten, den Deutschland seit lange gesehen hatte, mit der Hintansetzung, ja Verachtung der deutschen Sprache weiter gekommen, als in irgend einer anderen großen Stadt Deutschlands. Während in Wien Kaiser Joseph II. das Ansehen der deutschen Sprache hob, in München die unter dem Schutze des trefflichen Kurfürsten Maximilian Joseph kräftig aufwachsende Akademie der Wissenschaften in Sprache und Wesen einen durchaus deutschen Charakter trug, verkehrte Friedrich II. fast nur mit Franzosen und französisch redenden Deutschen, mußten die Abhandlungen der großen deutschen Gelehrten, z. B. Euler's,

für die Denkschriften der Berliner Akademie in's Französische übersetzt werden. Die Vorliebe Friedrich's II. für die französische Sprache und Literatur war der bedeutendste, aber keineswegs der einzige Grund dieser Erscheinung. Ein sehr einflußreiches Element bildete dabei die französische Kolonie in der Hauptstadt des Landes. Das ergibt sich nicht nur aus sehr vielen einzelnen Zügen, sondern wir haben dafür auch das ausdrückliche Zeugnis eines Mannes, dessen Jugend in die letzten Jahre jener Unnatur fällt. Der General-Lieutenant von der Marwitz sagt in seinen „Nachrichten aus meinem Leben“:

„In Berlin war damals (d. h. um das Jahr 1786), mehr noch als in anderen deutschen Städten, bei Hof und unter dem Adel die französische Sprache allgemein. Dies rührte weit weniger, wie späterhin Schriftsteller es sich wohl eingebildet und verbreitet haben, von Friedrich's des Großen Vorliebe für diese Sprache her (er kam nach dem 7jährigen Kriege viel zu wenig mit der Welt in Berührung, als daß er darauf hätte Einfluß üben können), — als von der zahlreichen Ansiedelung der französischen Refugiés in Berlin. Da seit dieser Ansiedelung schon hundert Jahre verstrichen waren, so waren die französischen adeligen Familien schon mit allen einheimischen verschwägert. In dem Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannsstande war dies zwar weniger der Fall, weil die Sprache hier noch das Bekanntwerden hinderte. Da aber die französischen Kaufleute und Fabrikanten die geschicktesten und in vielen Fächern die einzigen waren, so war mit diesen der meiste

Verkehr, und in allen Kaufläden wurde französisch gesprochen; auch verursachte die äußere feinere Bildung, daß die Erzieherinnen beinahe ausschließlich aus den Refugiés genommen wurden. Im Durchschnitt waren damals die älteren Leute die Enkel der Eingewanderten. Diese sprachen zwar schon sämmtlich deutsch, aber schlecht und mit sehr merklichem Accent. Wenn sie sich deutlich ausdrücken wollten, mußten sie französisch sprechen. Die ganz alten Leute (etwa noch Söhne der wirklichen Refugiés) konnten gar kein Deutsch. In den seitdem verflossenen fünfzig Jahren hat sich Alles verändert. Die vierte und fünfte Generation ist herangewachsen. In allen Ständen hat eine gänzliche Vermischung mit den Deutschen stattgefunden. Sehr Viele führen jetzt noch französische Namen, können aber kein Wort französisch mehr"*).

Das Einseitige in der Auffassungsweise thut dem Wahren, das in dieser Stelle liegt, keinen Abbruch. Die „Schriftsteller" werden zwar dießmal wohl Recht behalten, wenn sie außer den französischen Refugiés auch noch andere Ursachen für die Herrschaft des Französischen unter Friedrich II. aufsuchen. Aber daß die Krankheit der Zeit gerade in Berlin ihren hauptsächlichsten Herd gefunden hat,

---

*) Aus dem Nachlasse Friedr. Aug. Ludwig's von der Marwitz. Bd. I. Berlin 1852. S. 11. Für die Chronologie der angeführten Stelle ist zu beachten, daß der Lebensabriß, dem sie entnommen ist, nach S. 196 aus dem Jahr 1836 herrührt.

dazu haben die französischen Emigranten allerdings das Ihrige beigetragen. Die Schuld aber lag weniger an ihnen als an den Deutschen, die dem Vaterländischen den Rücken kehrten und mit dem Fremden buhlten. Denn nicht bloß die Mischung der Familien, sondern auch die Wiedererstarkung des Deutschen im deutschen Volke selbst hat dann die Nachkommen jener französischen Flüchtlinge während der letzten Menschenalter für das Deutsche gewonnen.

Ein zweiter Punkt, den wir hervorheben, ist die väterliche Sorge, die König Friedrich Wilhelm III. schon vor der Katastrophe von 1806 der Verbesserung seines Landes zuwandte. Man ist gewohnt, die preußische Geschichte vom Basler Frieden (1795) bis zur Schlacht bei Jena (1806) nur von Seite der auswärtigen Politik des preußischen Staates zu betrachten. Die Folgen jener faulen Politik haben im Jahr 1806 ein so furchtbares Gericht über Preußen heraufgeführt, daß die Jahre 1805 und 6 fast ebenso im Bösen sprichwörtlich geworden sind wie die Jahre 1813 bis 15 im Guten. Wir sind natürlich weit entfernt, die Vorwürfe irgendwie beseitigen zu wollen, die jene Politik Preußens nicht bloß von Fremden, sondern noch heftiger fast von preußischen Patrioten mit Recht erfahren hat. Aber wenn wir das ganze Gewicht dieser Vorwürfe anerkannt haben, so fordert die historische Gerechtigkeit, uns die Beweggründe zu vergegenwärtigen, die einen redlichen und späterhin so mannhaften König wie Friedrich Wilhelm den Dritten dazu gebracht haben, sich dem Rath eines Schwächlings wie Graf Haugwitz hinzugeben. Das über-

mäßige Vertrauen auf die Unüberwindlichkeit der preußischen Waffen hat allerdings nicht wenig dazu beigetragen, über die Gefahren einer zweideutigen und hin- und herschwankenden Politik zu verblenden. Man glaubte in der vortheilhaftesten Stellung zu sein, die einem mächtigen Staat von den Umständen gewährt werden kann, nämlich in der Stellung einer starken, geachteten und zuletzt den Ausschlag gebenden Neutralität. Aber man täuschte sich. Man war nicht in dieser Stellung, weil eben die Grundbedingung, die Kraft fehlte. Aber zu dieser Selbsttäuschung kam noch ein zweiter Umstand, der gewiß im Gemüth des Königs bei der Frage über Krieg und Frieden vorzugsweise den Ausschlag gegeben hat, nämlich die unbegrenzte Liebe zum Frieden und dessen Segnungen. Sehen wir den redlichen Eifer, mit welchem König Friedrich Wilhelm III. gleich in den ersten Jahren seiner Regierung nach allen Seiten hin zu helfen und zu bessern sucht, wie er eben darüber den rechten Augenblick zur Kriegserklärung versäumt, indem er den ihm so werthen Frieden um jeden Preis aufrecht erhalten möchte, so ergreift uns angstvolle Theilnahme bei dem Heraufziehen des Unwetters, das dem beschränkten Blick des Königs verborgen Preußen die Vernichtung droht. Von diesem inneren Stillleben des preußischen Staates während der ersten neun Jahre von Friedrich Wilhelm's III. Regierung erhalten wir nun in dem vorliegenden Werk ein deutliches Bild: Wie man den Anbau des Landes zu verbessern suchte durch Bewilligung von Vorschüssen zu den Bonitirungs- und Vermessungskosten

bei Auseinandersetzungen (31. März 1806) *), wie man überhaupt die freie Eigenthumsverleihung zu befördern gedachte (ebend.), wie man zur Hebung der landwirthschaftlichen Bildung den berühmten Thaer nach Preußen berief (19. März 1804) **), wie man nicht minder für die städtischen Gewerbe sorgte ***) u. s. w. In allen diesen Bemühungen war der König trefflich unterstützt und berathen durch Männer wie die Minister Graf v. Reden, v. Struensee, Freiherr v. Hardenberg, und nach Struensee's Tode Freiherr vom Stein. Nicht weniger als für das materielle Wohl seiner Unterthanen war der König für deren geistige und sittliche Förderung besorgt. Die Bemühungen für die Kirche, die gleich mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. ihren Anfang nehmen, übergehen wir und bemerken nur, daß bei der Beurtheilung derselben die gute Absicht von dem Geleisteten wohl zu unterscheiden ist. Ungetheilteren Beifall werden die Bestrebungen des Königs für Hebung der Volksschulen finden. Einen Beweis von dem kerngesunden Menschenverstande des Königs liefert besonders seine Kabinetsordre vom 31. Dezember 1803, die der Verf. Kurm. S. 376—379 mittheilt.

Alle diese Bestrebungen fanden natürlich eine gewaltsame Unterbrechung durch die Katastrophe von 1806. So lange als möglich hatte der König dem Kriege zu entgehen

*) Kurm. S. 434.

**) Kurm. S. 424.

***) Kurm. S. 467 fg.

gesucht. Es mag ihm ein unerträglicher Gedanke gewesen sein, das schöne Geld, das so reiche Früchte für die Verbesserung des Landes tragen konnte, millionenweise in den wüsten Strudel des Krieges zu werfen. Aber hier zeigte sich nun die schwache Seite des Monarchen. Große Ereignisse fordern auch große Entschlüsse, und zu solchen Entschlüssen war Friedrich Wilhelm III. so schwer zu bestimmen. Wie verderblich sich dies namentlich in den Jahren 1805, 6 und bis zur Mitte des Jahres 1807 erwies, hat Pertz aus Stein's Papieren meisterhaft dargestellt.

Auf eine Erzählung der Katastrophe vom 14. Oktober 1806 läßt sich unser Verf. mit Recht nicht ein, da sie außerhalb seines Gegenstandes liegt. Aber einzelne sehr charakteristische Züge, die auch die Kurmark Brandenburg berühren, bringt er bei. Von der überwältigenden Raschheit, mit der nach dem jahrelangen Zaudern das Verderben über Preußen hereinbrach, gibt folgende Thatsache einen Begriff. Am 9. Oktober 1806 erließ der König von Erfurt aus seine Kriegserklärung gegen Napoleon. Am 18. Oktober wurde dieß Manifest durch die Berliner Zeitung publicirt. Inzwischen aber war bereits am 14. Oktober die preußische Armee bei Jena und Auerstädt bis zur Vernichtung geschlagen*). Noch unter dem 13. Oktober (Einen Tag vor der Schlacht bei Jena) hatte der Staatsrath allen Provinzial- und den hauptsächlichsten örtlichen Polizeibehörden befohlen, eine geschärfte Aufsicht über die Fremden

---

*) Kurm. S. 534.

zu führen und keinen reisenden Franzosen über die Grenze einzulassen*).

In dem zweiten Werk führt uns der Herr Verf. die Schicksale vor Augen, welche die Kurmark Brandenburg in Folge der Jenaer Niederlage trafen. Nach den Akten der Kreis- und Lokalbehörden der Kurmark und der ehemaligen kurmärkischen Kammer, sowie aus eigener Erinnerung und Mittheilungen glaubwürdiger Personen**), gibt er eine Schilderung von dem Vordringen der Franzosen und dem Untergang des preußischen Heeres. Napoleon's Aufenthalt in Potsdam und Berlin werden anschaulich dargestellt. Doch haben wir gerade darüber in neuerer Zeit manche Mittheilungen erhalten, die in wichtigen Punkten noch unmittelbarer sind, als die des Verfassers. Worin er aber alles bisher Veröffentlichte an Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit übertrifft und viele neue Aufschlüsse gibt, das ist die Darlegung der französischen Verwaltung in der Kurmark während der Jahre 1806—8, ihrer unerhörten Aussaugung des Landes, der Anstrengungen, welche die Bewohner machten, um die unerschwinglichen Lasten aufzubringen, und endlich der unglücklichen Folgen, die diese Niederdrückung für die große Politik Preußens in den Jahren 1807 bis 9 gehabt hat. Schon die Ernährung einer so zahlreichen Armee, wie sie sich im Jahr 1806 unter Napoleon und seinen Generalen über die Mark Brandenburg ergoß, würde

---

*) Kurm. S. 541.

**) Kurm. I, S. 29.

ein im Ganzen armes Land hart mitgenommen haben. Dazu kamen nun aber die übermäßigen Kontributionen, die Napoleon auferlegte, die Erpressungen französischer Offiziere und die heillosen Betrügereien so mancher französischen Beamten. Sowohl die Civil- als die Militärgewalt gieng natürlich nach der Besitznahme Berlins in französische Hände über. Die ganze französische Civilgewalt hatte Napoleon in die Hände des Generalintendanten der Armee Daru gelegt. Die Verwaltung der Finanzangelegenheiten bekam erst Esteve, dann im August 1807 der Intendant der Mittelmark und der Stadt Berlin Bignon. In militärischer Hinsicht hatte Napoleon folgende Anordnungen getroffen: Zum Generalgouverneur der Kurmark, Neumark, Pommerns und Magdeburgs ernannte er den General Clarke, und als er diesen im August 1807 zum Kriegsminister berief, löste er das Generalgouvernement der oben genannten Provinzen auf und übertrug die Leitung der Militärangelegenheiten den französischen Marschällen, deren Truppen in den noch besetzten preußischen Provinzen standen. Den Oberbefehl in Berlin und einem großen Theil der Mark führte demgemäß vom 19. August 1807 bis 17. August 1808 der Marschall Victor, von da bis gegen Ende Oktober der Marschall Soult, endlich vom 27. Okt. bis 2. Dez. 1808 der Marschall Davoust*). Der Verf. gibt uns eine genaue Schilderung der französischen Beamten und ihres Treibens bis in die Reihen der untersten Subalternen

*) Kurm. I, S. 177 fg. II, S. 316 fg.

hinab. Wir haben um so mehr Ursache seinem meist sehr kaltblütigen Tadel zu trauen, da er an vielen Stellen seines Buchs mit Anerkennung das Gute erwähnt, das man dem Benehmen mancher französischen Offiziere und Beamten nachrühmen konnte. So lobt er das wohlwollende Benehmen des Marschall Victor„ welcher sich bemühte, die Lasten der Provinz wenigstens insoweit zu erleichtern, als es die Strenge des höheren Befehls zuließ *). Ebenso gedenkt er mit aufrichtiger Anerkennung dessen, was Clarke zur Herstellung der Ordnung und Beseitigung wenigstens der gröbsten Mißbräuche gethan hat **). Aber man bekommt einen Begriff von dem Wesen der Napoleon'schen Werkzeuge, wenn man selbst von diesen Besseren Dinge liest, wie das über Clarke Mitgetheilte ***), oder die gräßliche Geschichte von den Hinrichtungen zu Kyritz (in der Priegnitz), bei welcher Clarke und Bignon eine gleich gewissenlose Rolle spielen. Der Verf. konnte über diesen letzteren ebenso charakteristischen als empörenden Vorgang den besten Aufschluß geben, da er selbst im Auftrag des Kammerpräsidenten v. Gerlach „die desfallsige Beschwerdeschrift der Kammer an den Generalgouverneur Clarke aufzusetzen" hatte †). Sein Bericht ††) macht in

*) Kurm. II, S. 93; 478; 504; 514.

**) Kurm. I, S. 177; 202; 217. Vgl. auch was der Verf. im Allgemeinen zum Lobe der französischen Beamten sagt Kurm. I, S. 313. II, S. 711.

***) Kurm. II, S. 19.

†) Kurm. I, S. 214. — ††) Kurm. I, S. 207—218.

seiner aktenmäßigen Trockenheit nur einen um so schauerlicheren Eindruck und schlägt die beschönigenden Darstellungen der französischgesinnten Presse zu Boden. Dennoch ist man fast versucht, Clarke zu bedauern, als er 1814 bei König Friedrich Wilhelm III. eine so üble Aufnahme findet*), wenn man sein Betragen mit dem Soult's, Davoust's und Anderer vergleicht**). Von den fast naiven Diebereien französischer Offiziere gibt der Verf.***) ein erbauliches Verzeichniß. Von der französischen Bestechlichkeit liefert das Buch natürlich allenthalben sprechende Belege†). Am schändlichsten aber war das Verfahren der französischen Lieferanten. Die kolossalen Betrügereien dieser Menschenklasse sind bekannt, und niemand hat sie bitterer empfunden als Napoleon selbst, als ihn im Jahr 1812 das Glück zu verlassen begann. Es hieße Wasser in's Meer tragen, wollten wir uns hier mit Erzählung der einzelnen Spitzbübereien befassen, wie sie unser Werk mittheilt. Wir verweisen nur beispielsweise auf das, was der Verf. Kurm. I, S. 248 anführt. Aber Eine Geschichte geht über den Begriff der simplen Spitzbüberei hinaus, und der Verf. hat alle Ursache, an verschiedenen Stellen seines Werks wieder darauf zurückzukommen. Bei der furchtbaren Ueberbürdung mit Einquartierung, wodurch besonders die Stadt Berlin

---

*) Kurm. I, S. 217. Anm. 2.

**) S. z. B. Kurm. II, S. 480.

***) Kurm. I, S. 157 fg.

†) S. Kurm. I, S. 255; 257; 258; 266; 283. II, S. 102; 579.

heimgesucht wurde, machte es natürlich ganz besondere Noth, für die Masse von Pferden die hinreichende Fourage herbeizuschaffen. Nun fanden die Franzosen in dem Fouragemagazin, das der König vor dem Ausbruch des Krieges für den Bedarf der preußischen Armee zu Berlin hatte bilden lassen, so bedeutende Bestände vor, „daß die französischen Truppen durch selbige mit Sicherheit wenigstens auf einen Monat verpflegt werden konnten". Die Franzosen ließen bei ihrem Einrücken in Berlin dies Magazin der vorhandenen Verwaltung, jedoch unter französischer Controle. Damit aber war den französischen Kriegskommissären und Lieferanten schlecht gedient. Denn bei einer regelrechten Abgabe der vorgefundenen Bestände entgiengen ihnen die Profite, die sie bei ihren Lieferungen zu machen hofften. Sie wünschten deshalb die Zerstörung dieses Magazins und benutzten dazu die Ungeduld der kaiserlichen Grenadiere zu Pferd, die gewohnt, vor allen Anderen berücksichtigt zu werden, auf die Austheilung ihrer Fourage nicht warten wollten. Aufgehetzt von dem französischen Controleur Noell und dessen Leuten stürmten die französischen Reiter das Magazin, schoben die vom Kommandanten Hulin zum Schutz des Magazins beorderte halbe Kompagnie Infanterie zur Seite und befriedigten nicht allein ihr Bedürfniß im ausgedehntesten Maße, sondern warfen, aufgefordert von den Umgebungen des Noell, aus allen Oeffnungen des Magazins die vorgefundenen Bestände hinaus. In wenigen Stunden war das Magazin fast ganz geräumt und weggeschafft*).

*) Kurm. I, S. 93 Anm. u. S. 285 fg.

Von den Lasten, welche die Kurmark in den Jahren 1806—8 zu tragen hatte, bekommt man hier eine so genaue Nachweisung wie sonst nirgends. Mit dem eminenten Verstand, der ihm eigen war, wußte sich Napoleon aller Hülfsquellen des Landes zu bemächtigen und sie mit der Rücksichtslosigkeit des Eroberers auszubeuten. Vom Oktober 1806 bis zum Dezember 1808 hatte die Stadt Berlin nach Tagen berechnet nicht weniger als 12,303,737 Personen Einquartierung *). In der übrigen Kurmark zwischen Elbe und Oder wurden verpflegt vom Oktober 1806 bis zum Tilsiter Frieden (9. Juli 1807) 5,997,000 Mann, vom Tilsiter Frieden bis zum Abmarsch der Franzosen (5. Dez. 1808) 19,471,000 Mann **). In welchem Maß dies einzelne Ortschaften traf, dafür diene folgendes Beispiel. Am 8. Dezember 1807 zeigte der Magistrat der kleinen Stadt Templin der kurmärkischen Kammer an, daß die Stadt im Laufe des Monats November über 20,000 fremde Militärs und seit dem 26. Oktober 1806 über 500,000 Mann (nach Tagen gerechnet) an Einquartierung zur Selbstverpflegung gehabt habe, welche 500 Familien, von denen die Hälfte als verarmt zu betrachten sei, in etwas über 300 Häusern hätten tragen müssen ***). Die Leistungen der Kurmark für die Franzosen vom Oktober 1806 bis zum Dezember 1808 berechnet der Verf. auf 59,535,830 Thaler.

---

*) Kurm. II, S. 533.

**) Kurm. II, S. 532.

***) Kurm. II, S. 477.

Den größten einzelnen Posten neben den vielen bedeutenden Summen, die für Verpflegung der Truppen, Spitäler, Lagerbauten u. s. w. aufgewendet werden mußten, macht die Kontribution, die Napoleon dem Lande auferlegte. Die Geschichte dieser Kontribution und ihrer Aufbringung bildet deshalb auch den Faden, der sich durch unser ganzes Werk hindurchzieht. Am 1. Nov. 1806 wurde von Daru dem preußischen Minister von Angern bekannt gemacht, daß nach einer Bestimmung Napoleon's vom 15. Okt. die eroberten preußischen Provinzen 100 Millionen Franken als Kriegskontribution aufzubringen hätten. Nach einem für den Moment sehr klug berechneten Dekret Napoleon's vom 13. Nov. 1806 sollten der Kurmark die Requisitionen für die französische Armee auf ihre zu zahlende Kriegskontribution angerechnet werden. Als aber späterhin die Behörden und Stände der Provinz sich auf diese Zusage beriefen, ließ ihnen Daru am 20. April 1807 durch Bignon eröffnen, er wolle an dieses Versprechen nicht weiter gebunden sein*). Und als am 24. Mai die kurmärkische Kammer in einem Schreiben an Bignon gegen die Anordnung Daru's protestirte, da solcher das Versprechen des Kaisers Napoleon keineswegs abzuändern befugt sei, und in einer bald darauf stattfindenden Sitzung der Kammer deren Präsident von Gerlach dem anwesenden Bignon alles dies noch einmal mündlich vorstellte, erwiederte Bignon: C'est vrai, mais l'Empereur a changé son système**). Einer

*) Kurm. I, S. 123.

**) Kurm. I, S. 240.

Deputation aber, welche die Kurmärkischen Stände an Napoleon nach Dresden schickten, um das Dekret vom 13. Nov. 1806 in Erinnerung zu bringen, erwiederte der Kaiser, er erinnere sich nichts von einem solchen allgemeinen Dekret; bestehe es und wäre von dem Generalintendanten der Armee etwas versprochen, so müsse es gehalten werden*). Es wurden auch wirklich namhafte Summen bei der Kontribution in Anrechnung gebracht, aber wesentlich war damit nichts geholfen. Denn auf der anderen Seite wurde die Kontribution unter neuen Titeln um noch größere Summen gesteigert, so daß sie dem armen, ausgesogenen Lande unerschwinglich blieb.

Die Mittel und Wege, die man einschlug, um die geforderten Summen aufzubringen, füllen einen großen Theil des vorliegenden Werkes. Als ein wichtiges Ergebnis muß man die Anerkennung bezeichnen, die der Verf. den kurmärkischen Ständen und ihren Ausschüssen zollt**). Diese hier durch aktenmäßige Thatsachen belegte Anerkennung ist deswegen von besonderem Werth, weil Herr v. Bassewitz einerseits durch seinen Antheil an jenen Geschäften die gründlichste Kenntnis von deren ganzem Verlauf besitzt und andrerseits weder durch seine Lebensstellung noch durch seine politischen Ansichten dem Kreis der alten Stände angehört. Bittere Anschuldigungen, wie sie seit Hardenberg***)

*) Kurm. II, S. 55.

**) Kurm. I, S. 490. II, S. 45 fg. 139 fg. 173.

***) S. Klose, Leben Hardenberg's S. 285.

so oft wiederholt worden sind, darf man somit als beseitigt betrachten. Daß hin und wieder Mißgriffe vorgekommen sein mögen, ist dadurch natürlich nicht ausgeschlossen.

Die Regelung und Abtragung der Kontribution war eine Lebensfrage für Preußen, weil die französischen Heere bis zur Entscheidung dieser Sache den weitaus größten Theil der preußischen Lande besetzt hielten. Durch den Tilsiter Frieden vom 9. Juli 1807 hatte der König von Preußen die Hälfte seines Reiches: alles Land westlich der Elbe und alle polnischen Erwerbungen seit 1772, verloren. In einer besonderen Convention vom 12. Juli 1807 wurde festgesetzt, in welchen Terminen das französische Heer die dem König von Preußen verbliebenen Provinzen räumen solle. Bis zum 1. Oktober 1807 sollte danach mit geringen Ausnahmen ganz Preußen bis an die Elbe geräumt sein. Allein Artikel 4 dieser Convention besagte: „Obgedachte Dispositionen werden in den bestimmten Terminen Platz greifen, sobald die dem Lande aufgelegten Contributionen abgetragen sind.“ Diese Bestimmung benutzten die Franzosen, um eine Wiederherstellung Preußens auch nur in den engen vom Tilsiter Frieden ihm belassenen Grenzen nahezu unmöglich zu machen. Als der Friede zu Tilsit abgeschlossen wurde, war die Herrschaft des Königs von Preußen auf den äußersten nordöstlichen Winkel seines Reiches beschränkt. Mit Ausnahme der Stadt Memel und einiger tapfer vertheidigten Festungen befand sich das ganze Land in den Händen der Franzosen. Diese räumten nun zwar nach dem Tilsiter Frieden das Land östlich der Weichsel; die

wichtigsten Provinzen des Staats aber, das Land von der Weichsel bis zur Elbe, behielten sie besetzt und erklärten, in diesen Landestheilen auch im Besitz der ganzen Civilverwaltung und Erhebung der Staatseinkünfte zu verbleiben*). Sie sperrten diese Kernprovinzen gegen jede Einwirkung ihres rechtmäßigen Landesherren völlig ab, indem sie nicht einmal erlaubten, daß die Verordnungen des Königs von Preußen in diesen seinen Landen publicirt würden. So wurden die königlichen Verordnungen zur Verbesserung der inneren Verhältnisse nur in den Landestheilen zur Ausführung gebracht, welche nicht von französischen Truppen und Behörden besetzt waren, d. h. in Ostpreußen, Litthauen und einem Theile von Westpreußen. Die Einwohner der übrigen Provinzen erfuhren von denselben bis zu ihrer endlichen Räumung im Dezember 1808 auf direktem Wege fast nichts**).

Das Wichtigste und für Preußen Verderblichste aber war, daß die Franzosen in den besetzten Provinzen alle Staatseinkünfte für sich einzogen. Woher sollte nun der König die Mittel nehmen, um die unerschwinglichen Summen zu bezahlen, die Napoleon als noch rückständige Kriegskontribution forderte? Und so lange diese Summen nicht bezahlt oder doch durch sichere Verschreibungen gedeckt waren, erklärten die Franzosen, die besetzten Provinzen nicht

---

*) Kurm. I, S. 442.

**) Kurm. I, S. 583 fg. Vgl. auch über diese ganz anomale Lage Kurm. II, S. 321 fg.

räumen zu wollen. Zur Führung der Unterhandlungen wurde eine Immediatfriedensvollziehungskommission in Berlin ernannt, an deren Spitze der König unter dem 6. Aug. 1807 den Geh. Oberfinanzrath Sack stellte; Napoleon bevollmächtigte seiner Seits den Generalintendanten Daru zur Führung der Unterhandlungen. Erreicht werden konnte von preußischer Seite nichts, weil Napoleon offenbar die Absicht hatte, nichts zu Stande kommen zu lassen. Denn je länger die Unterhandlungen sich hinschleppten, um so länger ließ er seine Heere in den preußischen Provinzen ernähren, hob die preußischen Abgaben ein und erreichte zugleich seinen Hauptzweck, Preußen bis zum Tod auszusaugen und zu schwächen. Der König stellte dem französischen Kaiser in mehreren Briefen, die er ihm persönlich schrieb, in ergreifender Weise die Unmöglichkeit dar, den immer höher gespannten Forderungen nachzukommen. Napoleon würdigte diese Briefe nicht einmal einer Antwort*). In dieser verzweifelten Lage übernahm Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, eine Sendung nach Paris, um in persönlicher Unterhandlung Napoleon zur Milde oder doch zur Gerechtigkeit zu stimmen. Durch Napoleon's Abwesenheit von Paris wurde die Reise des Prinzen etwas verzögert. Am 1. Januar 1808 kehrte Napoleon nach Paris zurück, am 3. Januar traf Prinz Wilhelm in Paris ein**). „In der ersten Unterredung mit dem Prinzen

*) Des Königs Briefe findet man abgedruckt Kurm. I, S. 484 fg.
**) Kurm. I, S. 517.

äußerte sich Napoleon mit Härte und Bitterkeit über den König. Der Prinz stellte ihm mit der größten Lebhaftigkeit das Unglück seines Vaterlandes und der königlichen Familie vor, suchte ihn zu überzeugen, man werde nach erfolgter Räumung mit größter Gewissenhaftigkeit die Zahlungsverpflichtungen einhalten; zuletzt als er glaubte, Napoleon in einer milderen Stimmung zu finden, da dieser ihn aufzurichten sich bemühte, erklärte er mit vieler Lebhaftigkeit: er selbst erbiete sich mit seiner Gemahlin zu persönlicher Verhaftung bis zur erfolgten Zahlung! Napoleon trat vor ihn, umfaßte ihn und sagte: das ist sehr edel, aber es ist unmöglich! Den Prinzen, der sich während seines verlängerten Aufenthalts mit Ernst und Würde benahm, behandelte er mit Auszeichnung, verwies jedoch alle Geschäftsverhandlung an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, der seinerseits die politische Unterhandlung nicht eher beginnen zu können erklärte, bis die Geldverhandlung mit Daru zu Ende geführt und dessen Bericht in Paris angekommen sei. Die Sendung des Prinzen war also mißglückt." Ich habe diese Stelle aus Pertz*) hier eingeschaltet, weil sie die erhebende Seite einer Unterhandlung zeigt, von der uns bei Herrn v. Bassewitz das niederschlagende Ergebniß entgegentritt. Auch wer nur einzelne besonders schöne Abschnitte in Pertz' umfangreichem Werke liest, dem wird der Edelmuth, mit dem Prinz Wilhelm und seine treffliche Gemahlin sich dem

*) Leben Stein's Bd. II, S. 94.

Vaterland zum Opfer darboten, unvergeßlich bleiben. Mit Recht sagt Pertz bei diesem Anlaß: „Ein Volk, dem solche Fürsten voraufgehen, kann von der Vorsehung nicht zum Untergange bestimmt sein" *). Die Verhandlungen selbst endeten leider mit dem Vertrag, der am 8. September 1808 zu Paris abgeschlossen wurde. Preußen sollte danach die Summe von 140 Millionen Franken bezahlen. Von dieser Summe hat dann Napoleon auf Fürsprache des Kaisers Alexander von Rußland 20 Millionen nachgelassen. Aber neben dem offenen Hauptvertrag hatte sich Preußen an demselben 8. September zu einem geheimen Nebenvertrag bereit finden lassen, und in der Beurtheilung dieses Nebenvertrags scheiden sich deutlich die großen Hauptparteien in der auswärtigen Politik Preußens. Dieser Nebenvertrag enthielt nämlich außer der Bestimmung, in den nächsten zehn Jahren nicht über 42,000 Mann unter den Waffen zu halten, ein Bündniß Preußens mit Frankreich, wodurch sich Preußen ausdrücklich verpflichtete, Hülfsmannschaften zu Napoleon's Krieg gegen Oesterreich zu stellen. Daß die Männer Recht hatten, die ein solches Bündniß mit aller Kraft bekämpften, hat man späterhin schon dadurch hinlänglich bewiesen, daß man so ungern von diesem geheimen Vertrag spricht. Denn bis auf den heutigen Tag ruht darauf ein gewisses Dunkel. Bignon in seiner Histoire de France sous Napoléon**) berichtet über den Haupt-

*) Leben Stein's Bd. II, S. 96.

**) Deuxième époque, tome I, Bruxelles et Leipzig 1838, p. 370.

punkt folgendes: Par le cinquième des articles secrets, le roi, en retour de la garantie de ses États par l'Empereur, et, comme condition de son alliance, promettait de faire cause commune avec Napoléon, si la guerre venait à éclater entre lui et l'Autriche. Il devait, dans ce cas, mettre à sa disposition seize mille hommes, tant en infanterie qu'en cavalerie et artillerie. L'état militaire de Sa Majesté Prussienne n'étant pas encore formé, ce prince serait dispensé de tout contingent, dans l'hypothèse d'une guerre qui aurait lieu durant la présente année 1808. Dans la supposition d'une guerre en 1809, il ne serait tenu qu'à un contingent de douze mille hommes. Thiers in der Histoire du Consulat et de l'Empire*) läßt die Bestimmung über das Jahr 1808 weg, stimmt aber sonst mit Bignon. Herr v. Bassewitz, der bemerkt**), daß er diesen geheimen Nebenvertrag nirgends abgedruckt gefunden habe, weicht in den einzelnen Bestimmungen desselben nicht unbeträchtlich von Bignon und Thiers ab. Er sagt nämlich: „Nach diesem (dem Nebenvertrag) hatte sich der Prinz Wilhelm Namens des Königs von Preußen verbindlich gemacht: 2) im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich zur Hülfe des ersteren Reiches in den Jahren 1808 und 1809, 16,000 Mann verschiedener Waffengattungen, in späteren Jahren aber nur 12,000 Mann,

*) Tom IX, Leipzig 1850, p. 211.

**) Kurm. I, S. 546.

jedoch nur auf besondere Aufforderung des Kaisers zu stellen"*). Was die Zahlen betrifft, so haben Bignon's und Thiers' Angaben mehr innere Wahrscheinlichkeit für sich. Dagegen hat sich der bei diesen fehlende Zusatz: „jedoch nur auf besondere Aufforderung des Kaisers" durch die Folge bestätigt. Woher hat nun aber Bassewitz seine Angaben entnommen? Zu dem Haupttraktat, den er Kurm. I, S. 543—546 mittheilt, bemerkt er: „Dieser vielfach abgedruckte Traktat befindet sich nicht allein in den Akten des auswärtigen Ministeriums im Schloßarchiv wegen der mit Frankreich geschlossenen Konvenzion 1808/9, R. XI, 89 a, sondern auch in den Akten der kurmärkischen Regierung zu Potsdam, Friedenstraktate, Konvenzionen. Milit.-Gen. Nr. 23 von 1807 ꝛc.**). Dagegen verweist er für den geheimen Nebentraktat erst im Allgemeinen auf Bignon, dann beim ersten Artikel auf die allgemeine Zeitung von 1809, und bei dem entscheidenden zweiten auf gar nichts. Wir bleiben also über seine Quelle im Dunkeln. Die Dinge mögen sich verhalten wie sie wollen, jedenfalls kann Preußen die Fehler und Mißgriffe, die in jenen Jahren gemacht worden sind, ohne Scheu eingestehen. Die glorreichen Jahre 1813 bis 1815 haben alles Frühere weit mehr als wieder gut gemacht. Und in wahrhaft großherziger Weise sehen wir ja gerade preußische Geschichtschreiber die früheren Mißstände offen darlegen. Ich verweise in dieser Beziehung

*) Kurm. I, S. 547.

**) Kurm. I, S. 546.

nur auf so manche Abschnitte in Pertz' Leben Stein's oder auf die einleitenden Kapitel des vortrefflichen Werkes über den Krieg von 1806 und 1807, das der preußische Oberst von Höpfner 1850 zu Berlin herausgegeben hat. Daß bei dem Abschluß jenes Vertrages vom 8. September 1808 schlimme Mißgriffe gemacht worden sind, darüber kann freilich kein Zweifel sein. Diese Mißgriffe fallen übrigens weit weniger dem edlen Prinzen zur Last, der nicht als Diplomat, sondern als ein würdiger Vertreter des königlichen Hauses dem französischen Kaiser gegenüberstand und sich auch in hohem Grade die Achtung desselben erworben hat. Vielmehr haben jenen traurigen Gang der Verhandlungen die Staatsmänner zu verantworten, die dem Könige zu solchen wenig rühmlichen Schritten gerathen haben. Denn wenn man auch nur den Vertrag selbst vor sich hätte, würde man schon sehen, daß seine Theile nicht zusammenpassen, vielmehr aus geradezu entgegengesetzten Intentionen hervorgegangen sind. In dem einen Artikel schließt Preußen ein Bündniß mit Napoleon, sagt Hülfe gegen Oesterreich zu und fingirt also ein freundschaftliches Verhältniß zum französischen Hofe. Und in dem andern Artikel desselben Traktats verbietet Napoleon, die preußische Kriegsmacht über ein gewisses, sehr bescheidenes Maß zu vermehren, und bezeugt also dem verbündeten Staat den höchsten Grad des Mißtrauens. Wie konnte man sich einbilden, daß ein so scharfblickender und praktischer Mann wie Napoleon großen Werth auf Bestimmungen legen werde, die eine Krigserklärung Preußens gegen Frankreich von

selbst zerriß? Aus den Verhandlungen ergibt sich überdies, daß man auf dies ganze von preußischer Seite angebotene Bündnis gar keinen besonderen Werth legte (Kurm. I, S. 538). Und wenn man sich endlich des bekannten aufgefangenen Briefes von Stein bediente, um zu raschem Abschluß zu drängen und dabei zusammenzuraffen so viel nur immer zu erlangen war, so war dies wieder nichts als ein geschickter Kunstgriff*). Gerade damals war Napoleon am allerwenigsten in der Lage, die Dinge in Preußen auf die Spitze zu treiben. Was Preußen Luft verschaffte, war der spanische Aufstand. Am 22. Juli hatte Dupont bei Baylen kapitulirt. Napoleon rüstete das gewaltige Heer, mit welchem er den spanischen Aufstand niederzuschlagen gedachte, und dazu bedurfte er der Truppenmassen, mit denen er bisher Preußen niedergehalten hatte. Schon am 14. August traf die Ordre zum Abmarsch des Victor'schen Corps in Berlin ein, und wie Victor aus der Kurmark, so wurden Ney und Mortier mit ihren Truppen schleunigst aus Schlesien abberufen und nach Spanien gesendet. Gleichzeitig drohte der Wiederausbruch des Krieges mit Oesterreich, wozu der alte und sich verjüngende Kaiserstaat

---

*) Wenn es bei Bignon II, 1, 368 (Bruxelles et Leipzig 1838) heißt: Dans les premiers jours du mois aout, M. de Champagny déclara au prince Guillaume etc., so beruht die Zeitangabe auf einem lapsus calami. Denn erst vom 15. August ist Stein's Brief datirt. S. denselben bei Pertz II, 231.

seit drei Jahren unter der Leitung des Erzherzogs Karl in großartigstem Maßstabe rüstete. Unter solchen Umständen konnten thatkräftige preußische Patrioten wohl die Ueberzeugung hegen, der Augenblick sei gekommen, um im Bunde mit Oesterreich das schmähliche französische Joch abzuschütteln. Und wenn nun dem gegenüber bedächtigere Naturen auf die große Erschöpfung Preußens und auf die Stellung Rußlands hinwiesen, das damals zu seinen finnischen und türkischen Planen Napoleon's bedurfte, so wird ihnen das niemand zum Vorwurf machen. Ob Preußen schon im Stande war, die Feindseligkeiten gegen Napoleon von neuem zu beginnen, mochte allerdings sehr zweifelhaft erscheinen, und am meisten mochte sich dieser Zweifel gerade dem aufdrängen, der wie Herr v. Bassewitz durch seinen Beruf die furchtbare Entkräftung des Landes täglich vor Augen sah. Aber nicht die Frage, ob man im Stande sei, Krieg zu beginnen, sondern die Frage, ob ein Bündnis mit Frankreich für Preußen wünschenswerth sei oder ob man den österreichischen Waffen den Sieg wünschen solle, war die eigentlich tiefste. Hier schieden sich die Geister. Die Art, wie sich Herr v. Bassewitz noch nach vierzig Jahren über diese Frage äußert, ist höchst charakteristisch. In den preußischen Provinzen zwischen Elbe und Oder sei man damals (im Sommer 1808) zwar allgemein gegen die Aufnahme Preußens in den Rheinbund gewesen, aber „nicht gegen eine Allianz zwischen Napoleon und Preußen, die man selbst vortheilhaft für Preußen erachtete"*). Späterhin

*) Kurm. I, S. 539 Anm. 2.

erzählt er dann, daß der König deshalb erst im Dezember 1809 von Königsberg nach Berlin zurückgekehrt sei, weil man erst das Ende der zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochenen Feindseligkeiten habe abwarten wollen, denn man befürchtete „Fehlgriffe der Exaltirten“. Man erachtete die Anwesenheit des Königs in Berlin „für ihn um so mehr unangenehm, selbst gefährlich, da zu der Zeit ein wenn gleich nicht bedeutender Theil der preußischen Einwohner, die damals genannten Exaltirten, selbst in der Kurmark des Dafürhaltens waren, daß, wie dies der aus dem königlichen Dienst ausgetretene Minister v. Stein im Herbst 1808 in Königsberg ausgesprochen hatte, Preußen beim Ausbruch des Krieges sich mit Oesterreich gegen Frankreich verbinden müsse“ *). Sollte man nicht meinen, diese „Exaltirten“ seien eine Handvoll unerfahrener jugendlicher Brauseköpfe gewesen, die nicht wußten, was zum Kriegsführen gehört? Aber an der Spitze dieser Exaltirten, die Herr v. Bassewitz so wegwerfend behandelt, stand kein geringerer als der erste Kenner und größte Neugründer des preußischen Heeres, der General v. Scharnhorst. Neben ihm aber, so lange er im Amt war mit der That, nach seinem Ausscheiden mit Rath und Gesinnung, der erste Kenner und größte Neugründer der preußischen Verwaltung, der Freiherr vom Stein. Und sollte man etwa glauben, Stein's hoher Geist habe die Summe der vielen kleinen und großen Hemmnisse, welche der wirkliche

*) Kurm. II, S. 737.

Zustand des Volkes darbot, zu gering angeschlagen, so nennen wir als Dritten unter denen, die für gemeinsames Losbrechen mit Oesterreich waren, den gründlichsten Kenner und treuesten Pfleger der ausübenden Verwaltung, den Freiherrn v. Vincke*). An Kenntnis der Geschäfte und Einsicht in die Mittel dürften demnach diese „Exaltirten" ihren Gegnern allenfalls ebenbürtig gewesen sein. Aber wie gesagt, nicht die Frage über eine Kriegserklärung an Napoleon, sondern die ganze Sinnesweise bildet die Scheidewand zwischen denen, die „eine Allianz zwischen Frankreich und Preußen für vortheilhaft erachteten", und den Männern, denen der Gedanke eines einigen und großen Deutschlands aufgegangen war. Man kann diesen Gegensatz nicht stärker empfinden, als wenn man die oben angeführten Worte des Herrn v. Bassewitz vergleicht mit der Denkschrift, die unter dem 21. August 1808 Stein und Scharnhorst gemeinsam an den König von Preußen einreichten**). „Die Anlage", sagt dort Stein, „welche ich Euer Königlichen Majestät unterthänigst vorlege, enthält die Eröffnungen, welche nach der Meinung des Herrn Generals von Scharnhorst dem österreichischen Hof gemacht werden müßten, und habe ich einige Bemerkungen hinzugefügt." Die Denkschrift selbst beginnt dann: „Beide Staaten verbinden sich um ihre Existenz zu erhalten und den allgemeinen Feind darniederzuwerfen. Preußen weiß,

*) S. über diesen: Bodelschwingh, Leben Vincke's S. 437.

**) Sie findet sich bei Pertz II, S. 205—208.

daß seine Existenz nur von der von Oesterreich abhängt, daß mit dem Falle Oesterreichs es unwiederbringlich verloren ist. Ebenso klar ist es, daß Oesterreich nur durch einen kraftvollen Krieg sich retten kann, daß aber, wenn Frankreichs Macht nicht getheilt wird, es schwerlich seinen Kampf glücklich endigen wird." In welchem Sinn aber diese enge und unverbrüchliche Einigung Preußens und Oesterreichs von den beiden großen deutschen Männern aufgefaßt wurde, das besagen die Schlußworte der Denkschrift: „Der Krieg muß geführt werden zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche. Auf den Fahnen des Landsturms muß dieses ausgedrückt sein, und führt als ein Provinzial-Abzeichen jede Provinz ihr Wappen oder ihren Namen auf der Fahne. Man sollte nur eine Cocarde haben, die Farben der Hauptnationen in Deutschland: der Oesterreicher und Preußen, nämlich Schwarz, Weiß und Gelb."

Der deutsche Fürstenbund.

Geschrieben im Jahr 1853.

Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange dargestellt von Dr. W. Adolf Schmidt. Berlin 1851.

Das vorliegende Werk behandelt in umfassender Weise (648 Seiten in gr. 8.) zwei merkwürdige Epochen der neueren deutschen Geschichte, nämlich den sogenannten deutschen Fürstenbund vom Jahr 1785 und den norddeutschen Reichsbund vom Jahr 1806. Mancher ist vielleicht der Meinung, daß man Ereignisse wie die genannten, bei denen sich so mannigfache Schwächen und Schäden unsres Vaterlandes herausgestellt haben, lieber möglichst mit Stillschweigen übergehen sollte, statt sie ausführlich zu untersuchen und in ihren Motiven und Zusammenhängen zu zergliedern. Aber wenn diese Meinung selbst

für die populärste Geschichtschreibung, in der allerdings das Gute und Erhebende mehr hervortreten soll als das Schwache und Niederschlagende, nur eine bedingte Berechtigung hat, so würde man vollends das Wesen und den Zweck der tieferen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung gänzlich verkennen, wenn man ihr untersagen wollte, die schwachen und gefährlichen Seiten an der Geschichte des eigenen Staates zu untersuchen. Man wird dies um so unbedenklicher thun können, wenn die früherhin drohenden Gefahren glücklich beseitigt, wenn an die Stelle unseliger Zerwürfnisse festbegründete Freundschaft und volles Vertrauen getreten sind. Dies aber ist bekanntlich nach langem verderblichem Hader zwischen Bayern und Oesterreich der Fall. Und daß auch zwischen Oesterreich und Preußen die glücklich wieder gewonnene Eintracht sich stärke und befestige das wünscht und hofft jeder patriotische Deutsche, der die Erfahrungen der Jahre 1795 bis 1809 nicht völlig vergessen hat.

Was die Tendenz des vorliegenden Werkes betrifft, so ergibt sie sich weniger deutlich aus dem Buche selbst als aus einer kleineren Schrift, die der Verf. schon im Jahre 1850 seiner gegenwärtigen Arbeit vorangeschickt hat. Wir würden gegen die Aufgabe der Gelehrten Anzeigen verstoßen, wollten wir uns mit dem Verf. auf eine Polemik über seine politischen Ansichten einlassen. Wir können aber von allem Tendentiösen in dem Werke, mit dem wir es allein zu thun haben, um so mehr absehen, als es hier sehr in den Hintergrund tritt gegen den Reichthum archivalischer Mit-

theilungen, durch welche der Herr Verf. unsere quellenmäßige Kenntnis der neueren Geschichte bereichert. Derselbe erhielt nämlich von dem k. preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten die Erlaubniß zur Benutzung der Akten des geheimen Staatsarchives zu Berlin, und bekam dadurch einen so vollständigen Einblick namentlich in die Geschichte des Fürstenbundes vom Jahr 1785, daß die bisherigen Darstellungen an Reichthum des Materials und Urkundlichkeit der Angaben hinter der seinigen zurückbleiben.

Wir wollen uns hier auf eine Besprechung des ersten Theiles des vorliegenden Werkes beschränken, welcher sich mit dem Fürstenbund von 1785 beschäftigt und die bei weitem größere Hälfte des Buches (S. 15—402) füllt. Die wichtigsten Quellen für die Geschichte des deutschen Fürstenbundes waren bisher Dohm's Denkwürdigkeiten Band 3, und Hertzberg Recueil des déductions etc. Vol. II. (à Berlin 1789). Beide waren natürlich auf das beste unterrichtet, da sie selbst die hauptsächlichsten Unterhändler in dieser schwierigen und verwickelten Sache gewesen sind. Aber erstens theilt der Letztere, nämlich Hertzberg, nur einzelne, freilich sehr wichtige Aktenstücke mit, und zweitens konnte man beide für nicht ganz zuverlässig halten, eben weil sie in eigener Sache sprachen. Dieselbe Einseitigkeit könnte man nun freilich auch bei Herrn A. Schmidt voraussetzen. Denn so sehr auch die Leidenschaften sich seit dem Jahre 1785 abkühlen konnten, so wird doch auch der unbefangenste Schriftsteller nicht umhin

können, solchen Ereignissen gegenüber seinen bestimmten Standpunkt einzunehmen. Aber wenn auch die Mittheilungen, die der Herr Verf. aus dem Berliner Archiv macht, noch so manche Ergänzung und Berichtigung aus andern ungedruckten Quellen möglich und wünschenswerth erscheinen lassen, so wird man sich doch dem Eindruck nicht entziehen können, daß der Herr Verf. das ihm vorliegende Material treu und zuverlässig benutzt hat. Daß Mittheilungen, die dem Berliner Archiv entnommen sind, die Dinge aus dem preußischen Gesichtspunkt auffassen, wird man natürlich nicht anders erwarten.

Was uns bei dem Lesen dieser Fülle von Aktenstücken zuvörderst entgegentritt, ist die Beobachtung, wie wahr und probehaltig im Großen und Ganzen die Darstellung ist, die Dohm in dem angeführten Band seiner Denkwürdigkeiten von diesen Ereignissen gegeben hat. Denn erhält auch diese Darstellung im Einzelnen so manche Ergänzung und Berichtigung, so wird ihre Treue in den Hauptpunkten nur um so mehr bestätigt. Eine der wichtigsten Ergänzungen enthält hier gleich die erste Entstehungsgeschichte des deutschen Fürstenbundes. Wir erkennen daraus noch deutlicher als bisher, daß jene Vereinigung deutscher Fürsten zwar nur durch Friedrich's des Großen Energie zu einem kräftigen und wirksamen Dasein gelangt ist, daß sie aber, weit entfernt eine bloße Machination des preußischen Königs zu sein, vielmehr durch die ganze damalige Lage des deutschen Reichs hervorgerufen und daß eben deswegen der Gedanke einer solchen

Vereinigung an sehr verschiedenen Stellen fast gleichzeitig entstanden war.

Die Lage des deutschen Reichs und seiner Verfassung war um jene Zeit bekanntlich folgende: Einer der trefflichsten Herrscher aus dem Habsburg-Lothringischen Stamm, Kaiser Joseph II., hatte im Jahre 1765 den deutschen Kaiserthron bestiegen mit den schönsten Hoffnungen und Vorsätzen, einmal wieder ein rechter Kaiser und „König in Germanien" zu sein, den eingerosteten Mißbräuchen und Mängeln der Reichsverfassung nach Kräften abzuhelfen und das Reich wo möglich neu zu ordnen. Man weiß, wie diese Versuche gescheitert sind, erst bei der beabsichtigten Verbesserung des Reichshofraths, dann bei der neunjährigen, in der Hauptsache vergeblichen Visitation des Reichskammergerichts. Als nun nach dem Tod seiner Mutter, Maria Theresia, Joseph II. auch in seinen Erblanden Alleinherrscher geworden war, da wendete er diesen seine hauptsächlichste Sorge zu, und gab die Hoffnung als Kaiser und König in Deutschland etwas zu wirken auf. So wenigstens ist die verbreitetste Meinung. Es dürfte aber richtiger sein, wenn man sagt: Joseph II. verzweifelte, mit der deutschen Verfassung etwas Bedeutendes auszurichten. Er schlug deshalb einen andern Weg ein, um dem Kaiserthum auch im Reich wieder zu Macht und Ansehen zu verhelfen. Er suchte dies nämlich dadurch zu bewirken, daß er seine eigene Hausmacht möglichst tief in das Reich hinein ausbreitete. Aber wenn dies schon an und für sich ein Unternehmen war, das man von allen Seiten mit

Mißtrauen betrachtete, so mußte die Art, mit der sich Joseph mehr als einmal über Recht und Sitte hinweggesetzt hatte, die Besorgniß vor seinen weiteren Planen nur noch mehr steigern. Namentlich hatte er durch sein Verfahren gegen das Bisthum Passau und das Erzbisthum Salzburg die geistlichen Fürsten schwer verletzt, und so erklärt sich, auch abgesehen von Joseph's sonstigen kirchlichen Reformen, die Opposition, die sich gerade bei manchen geistlichen Fürsten gegen seine Unternehmungen fand. Scheinbar günstig, im Verfolg aber um so verderblicher für Joseph's Plane, war die Stellung, in die nach dem Eintreten Karl Theodor's in die bayerische Erbschaft dieser Nachbarstaat zu Oesterreich kam. Der Versuch, Niederbayern an sich zu bringen, scheiterte an Friedrich's II. Widerstand (1779), hinterließ aber dem Kaiser das wachsame Mißtrauen so mancher kleineren deutschen Fürsten, insbesondere der Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, die als die künftigen Erben Bayerns am tiefsten bei Joseph's Absichten auf dies Land betheiligt waren. Daraus erklärt sich denn ganz natürlich, daß die ersten positiven Vorschläge zu einer Verbindung der deutschen Fürsten zur Aufrechthaltung des deutschen Rechtszustandes gerade von dem Pfalz-Zweibrückischen Hofe ausgiengen. Dieser Hof und unabhängig von ihm der benachbarte badische traten gegen das Ende des Jahres 1783 zuerst mit eigentlichen Planen zu einer solchen Vereinigung deutscher Fürsten hervor. Denn das freilich schon ältere Hessen-Kassel'sche Projekt, auf das wir unten noch einmal zurückkommen werden, hatte ein Ziel vor Augen, das von

dem späteren Fürstenbund ganz verschieden war. Die geheimen Unterhandlungen, die nun Pfalz-Zweibrücken mit Preußen anknüpfte, wurden zuerst nicht mit Friedrich II., sondern hinter seinem Rücken mit dem Minister Hertzberg und dem Thronfolger, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. geführt. „Unbekannt mit den süddeutschen Plänen", wie sich unser Verf. ausdrückt, trug sich auch Friedrich II. schon seit dem Jahr 1783 mit dem Projekt einer solchen Vereinigung, legte auch im März 1784 (S. 50) energisch Hand an's Werk, wurde aber erst im April desselben Jahres durch Hertzberg mit den süddeutschen Projekten bekannt gemacht (S. 81). So die Darstellung des Verf., die er mit den ausführlich abgedruckten Aktenstücken belegt und von der er mit Recht sagen kann, daß sie nach den „dürftigen und zum Theil sehr unbestimmten Andeutungen bei Hertzberg und Dohm über die vielbesprochene Frage von dem Ursprung des deutschen Fürstenbundes zum erstenmal eine überraschende Aufklärung" gibt (S. 9). Wenn er aber diese Aufklärung „eine zugleich erschöpfende" nennt, so scheint doch noch so manches keineswegs in genügender Weise aufgeklärt, z. B. das seltsame Verhältnis des preußischen Thronfolgers zum König. Aber wie tief auch Preußen schon seit längerer Zeit die Hände im Spiel gehabt haben mag, so viel leuchtet aus der Darstellung des Verf. ein, daß das Bedürfnis einer solchen Verbindung kein künstlich von Preußen eingeimpftes, sondern ein durch des Kaisers Plane in den verschiedensten deutschen Reichsfürsten von selbst hervor-

gerufenes war. Das ergibt sich schon daraus, daß auch ein Theil der geistlichen Fürsten, erschreckt durch Joseph's Verfahren gegen Passau, unter sich eine Association zu ähnlichen Zwecken stiftete (vgl. S. 90 und S. 64).

Sobald nun Friedrich der Große die Sache in die Hand nahm, betreibt sie der alte zweiundsiebzigjährige Fürst mit einer Energie und einem Feuer, dem die Thätigkeit seiner Minister Finckenstein und Hertzberg kaum genug thun kann. „Il est de la dernière importance“, schreibt er unter dem 6. März 1784 an seinen Minister Grafen von Finckenstein, „de travailler de toutes nos forces pour trouver une espèce d'association dans l'Empire, comme la ligue d'autrefois de Smalcalden“ (S. 50). Unter dem 24. Oktober schickt er dann den Ministern Finckenstein und Hertzberg den meisterhaften Entwurf zu einem solchen Bündnis, den Hertzberg im Recueil II. 364 veröffentlicht hat und den der Verf. des vorliegenden Werks S. 105 fg. mit einigen kleinen Berichtigungen des Hertzberg'schen Textes aus des Königs eigener Handschrift mittheilt. Dennoch wollte die Sache nicht recht in's Rücken kommen, als plötzlich ein Ereignis nach Berlin gemeldet wurde, das den Gang der Verhandlungen beflügelte. Gleich im Beginne des Jahres 1785 erfuhr man nämlich zu Berlin den Plan des österreichischen Hofes, Bayern von dessen Kurfürsten Karl Theodor gegen die Niederlande einzutauschen. Der Verf. theilt das Schreiben des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken vom 3. Januar und die Berichte seines Ministers, des Herrn v. Hofenfels

vom 9. Januar 1785 aus dem Berliner Archiv wörtlich mit (S. 129—136). Aus diesen Aktenstücken wird sich nun auch der ungläubigste Zweifler überzeugen, wie groß damals die Gefahr für Bayern war. Zum Beleg, was man in Wien dem Charakter des Kurfürsten Karl Theodor zutraute, wollen wir eine Stelle ausheben aus dem von Hofenfels nach Berlin gesandten Précis d'une dépêche du ministère Impérial adressée à Monsieur de Lehrbach à Munich, concernant le plan préliminaire d'un échange de la Bavière contre les Pays-bas Autrichiens. Dort heißt es nämlich nach den Hauptstipulationen des Tauschprojekts unter Nr. 4: „qu'il sera réservé à la Majesté Impériale de faire à volonté des emprunts dans les Pays-bas et de garder non seulement toutes les troupes et l'artillerie qui s'y trouvent, mais aussi les troupes nationales de la Bavière; l'Électeur ne devant au contraire garder que les troupes palatines et étrangères, et Sa Majesté Impériale renonçant au droit, qu'Elle s'était réservé d'abord, de lever des recrues dans les Pays-bas.

Cette dernière clause fait voir, fährt der Précis fort, que le droit de recruter aux Pays-bas avait été stipulé dans un traité précédent.

A fin de rendre cet article agréable, on alléguait dans la dite dépêche le motif: „que l'Électeur pourrait employer les revenus, qu'il gagnerait par cet arrangement, à d'autres usages et objects agréables, s'il ne voulait point les destiner au militaire“ (S. 131).

Aus dem ganzen Verlauf ergibt sich, daß man in Wien die Sache, so weit sie den Kurfürsten Karl Theodor betraf, als abgemacht ansah. Es galt nun nur noch die Zustimmung der Pfalz-Zweibrücker Linie zu erhalten, und diese Zustimmung sollte der russische Gesandte Graf Romanzow vom Herzog Karl von Zweibrücken ertrotzen. Der Graf las dem Herzog die Depesche über das Tauschprojekt vor und setzte demselben einen Termin von acht Tagen, um sich über seinen Beitritt zu entscheiden. (Der mitgetheilte Originalbrief Romanzow's an den Herzog Karl von Zweibrücken gibt S. 135 die urkundliche Bestätigung dieser schon aus Hertzberg, Recueil vol. II, p. 294 bekannten Thatsache). Erfolge eine abschlägige Antwort von Seite Seiner Herzoglichen Durchlaucht, fügte Graf Romanzow hinzu, so werde man nichts desto weniger voranschreiten auch ohne seine Beistimmung und Mitwirkung (S. 132). Der Charakter des Herzogs war der Art, daß ein solcher Plan der Einschüchterung nicht übel berechnet schien. Allein man hatte sich doch getäuscht. Das Gefühl der künftigen Würde seines Hauses regte sich in dem Gemüth des Herzogs, und trefflich berathen von seinem redlichen Hofenfels schrieb er dem russischen Gesandten eine Antwort, die auf ein klares und unumwundenes Nein hinauslief (hier mitgetheilt S. 132—134). Zugleich galt es nun aber, dieser verneinenden Antwort durch einen mächtigen Rückhalt Nachdruck zu verschaffen. Den Weg dazu hatte man sich in der Voraussicht solcher Ereignisse schon gebahnt. Es kam nur darauf an, die längst angeknüpften

Unterhandlungen mit dem König von Preußen zum Abschluß zu bringen.

Friedrich II. verdoppelte jetzt seinen Eifer. Il faut rassambler toute son énergie et être tout nerf, schreibt er am 28. April 1785 an Finckenstein, pour s'opposer à ces injustes et infames entreprises (S. 190). Es versteht sich von selbst, daß wir weder mit den kopflosen Bewunderern des großen Königs eine besondere politische Tugendhaftigkeit, noch mit den Feinden Bayerns eine ausnehmende selbstvergessene Großmuth gegen Bayern als das Motiv in dem Handeln Friedrich's des Zweiten voraussetzen. Was ihn bestimmte, hat er deutlich genug in dem Entwurf vom 24. Okt. 1784 gesagt, ehe noch die Gefahr wie jetzt ihm auf die Nägel brannte. Voilà en gros, sagt er dort (S. 106), les points importans, qui doivent joindre tous les Princes à cette ligue, parceque leurs intérêts sont les mêmes et que, s'ils laissent écraser quelques uns de leurs égaux, leur tour viendra à coup sûr, et qu'ils n'auront que le privilége de la grotte de Polyphème, d'être mangés les derniers. Gemeinsames Interesse hat den preußischen König und die jüngere Linie des pfälzischen Regentenhauses zur Rettung Bayerns vereinigt.

Der Verf. theilt die wichtigsten Aktenstücke, Cabinetsordren und Depeschen mit, die dem definitiven Abschluß der Union vom Januar bis Juli 1785 vorausgiengen. Das Wichtigste sind natürlich die Verhandlungen mit den beiden Kurhöfen von Sachsen und Hannover. Wer die Stellung

dieser Höfe, namentlich Sachsens zu Preußen kennt, der wird die Schwierigkeiten zu würdigen wissen, die eine Verbindung mit denselben zu überwinden hatte. Mit wahrer Bewunderung liest man deshalb, wie das Werk endlich zu Stande kommt durch die rastlose Thätigkeit des Königs, der unverwandten Blicks nur auf die Hauptsache hinstrebt, alle Nebendinge fallen läßt, durch Widerstand und Hindernisse nur noch mehr angespornt wird. Es hatten sich Anstände erhoben über den Ort, an dem verhandelt werden solle. Quant à l'objet du rapport, schreibt der König unter dem 17. April 1785 an Finckenstein, que Vous m'avez fait avec le Sr. de Hertzberg en date d'hier, Je Vous diroi que le principal est, que la liaison, dont il est question, se fasse; et que le lieu, où elle sera négociée et rédigée, n'est qu'un accessoire, qui m'est très indifférent (S. 182). Man genehmigte nun übrigens doch von hannover'scher Seite und ebenso von sächsischer den preußischen Vorschlag, die Verhandlungen in Berlin zu führen. Herr v. Beulwitz für Hannover, Graf v. Zinzendorff für Kursachsen verfügten sich dahin, um mit den preußischen Bevollmächtigten Finckenstein und Hertzberg über den Abschluß zu verhandeln. Auch hier wies der König seine Minister an, nur die Hauptsache mit allem Eifer zu betreiben, in allen Nebendingen, Formfragen und dergleichen sich den Wünschen der fremden Minister zu fügen. So, als der preußische Unionsentwurf Anstand fand, ließ man ihn ohne Weiteres fallen und legte bei den Verhandlungen den hannoverischen zu Grunde, den Beulwitz

mitgebracht hatte (S. 253). Auf diese Art kam nun aber auch schon nach wenigen Sitzungen der berühmte Grundvertrag des deutschen Fürstenbundes zu Stande, der das Datum vom 23. Juli 1785 trägt. Der Verf. theilt dies wichtige Aktenstück, das zuerst in Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. III, Beilage K veröffentlicht worden ist, noch einmal aus dem „Original-Concept so wie es vollzogen worden" mit (S. 297—310). Es ergeben sich dabei einige Abweichungen von Dohm. Ich will darunter nur die eine hervorheben, daß die Ueberschrift, die der Tractat bei Dohm trägt: „Tractat des Fürstenbundes" nicht aus der Urkunde, sondern von Dohm herrührt. In der Urkunde selbst führt der Vertrag die Ueberschrift: „Associations-Vertrag zwischen den Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Braunschweig vom 23. Juli 1785", und der Verf. bemerkt dazu: „die Bezeichnung Fürstenbund und Tractat des Fürstenbundes wurde niemals in den Akten jener Zeit gebraucht, sondern erst später gebräuchlich und selbst offiziell (s. §. 244 Gutachten unter Friedrich Wilhelm II.). Dagegen hatten die Ausdrücke Union und Unions-Tractat dieselbe offizielle Geltung wie Association und Associations-Tractat (S. 298 Anmerkung).

Nach dem Abschluß des Tractats ergab sich noch ein Zwischenfall, der für den alten König äußerst charakteristisch ist und über den der Verf. (S. 314 fg.) die zwischen dem König und seinen Ministern gepflogene Korrespondenz mittheilt. Bei Uebersendung der für Sachsen und Hannover

bestimmten Ratifikations-Urkunden fragten nämlich die preußischen Minister beim Könige an, ob er nicht den beiden unterzeichnenden Gesandten und ihren Sekretären das in solchen Fällen übliche Geldgeschenk geben wolle. Friedrich erwiederte, da die Minister für die Gesandten nicht, wie er erwartet habe, Tabatieren oder dergleichen, sondern baar Geld verlangten, so sollten sie ihm die geforderten Summen genau spezifiziren. Hertzberg schrieb zurück, 3000 Thaler in Gold für jeden Gesandten und 500 für jeden der beiden Sekretäre sei das herkömmliche Geschenk. Friedrich gieng darauf nicht ein, sondern erwiederte: Je viens d'enjoindre à mon Conseiller de guerre et trésorier Buchholtz, de commander deux bagues ou tabatières, de 1500 écus la pièce, chez les joailler Baudesson et Reclam, et de Vous les remettre dès qu'elles seront prêtes, avec 1000 écus en argent comptant. Ce sont les présents que Je destine aux deux ministres de Saxe et d'Hanovre, ainsi qu'à leurs secrétaires respectifs, qui recevront chacun 500 écus comptant, lors de l'échange des ratifications. Je recommande immédiatement aux joaillers, de travailler ces deux pièces bien joliment, avec goût, de manière qu'elles aient une apparence brillante. Finckenstein schickte diese Entschließung an seinen Collegen Hertzberg mit dem Beisatz: J'en suis fâché à cause de l'effet que cela fera, mais il est le maître, et c'est à nous d'obéir. Der König aber kam noch einmal an demselben Tag auf diesen Gegenstand zurück, indem er den Ministern schrieb: Quant aux gratifications

à donner aux ministres qui ont signé ce traité, comme les eaux m'ont causé cette année-ci de trop grands dommages, pour que Je puisse leur faire de gros présents, Je ferai acheter soit une bague ou tabatière avec des brillans, que Je Vous ferai passer pour eux avec les 500 écus qu'il faut à chaque secrétaire, et que Vous pourrez leur remettre (S. 317).

Nachdem der Tractat mit Sachsen und Hannover zur „Aufrechthaltung und Befestigung des Reichssystems nach dem westphälischen und andern verbindlichen Reichs-Friedensschlüssen, der kaiserlichen Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgesetzen" abgeschlossen war, wurden die meist schon längere Zeit im Gange befindlichen Unterhandlungen über den Anschluß der übrigen Reichsfürsten eifrig fortgesetzt. Außer dem wegen der bevorstehenden bayerischen Erbfolge wichtigsten Pfalz-Zweibrücken, dessen Accessions-Akten der Verf. S. 356—360 mittheilt, sind es besonders zwei Höfe, die bei diesen Verhandlungen vor anderen unser Interesse in Anspruch nehmen, nämlich Hessen-Kassel und Kur-Mainz. An den Landgrafen von Hessen-Kassel, der ihm theils wegen der Lage seines Landes, theils wegen seines Militärs von besonderer Wichtigkeit war, hatte Friedrich schon im März 1785 den Generalmajor Grafen v. Görz geschickt (S. 232). Die preußischen Vorschläge fanden aber in Kassel nicht die gewünschte Aufnahme. Hier stand nämlich an der Spitze des Ministeriums ein Mann, der seine eigenen selbständigen Gedanken über die Lage der deutschen Staaten hatte, der General v. Schlieffen. Ueber

die Plane dieses merkwürdigen Mannes geben die Archivalien, deren Benutzung dem Herrn Verf. zu Gebote stand, nur sehr dürftige Auskunft. Natürlich. Denn da Herr v. Schlieffen die Stiftung eines Bundes betrieb, der mit Ausschluß Preußens sowohl als Oesterreichs eine dritte, Achtung gebietende Macht in Deutschland aus den mittleren und kleineren Staaten bilden sollte, so ist es begreiflich, daß man über ein solches Vorhaben nicht viel nach Berlin geschrieben haben wird. Um die Benutzung der Kasseler Archive aber, die jedenfalls merkwürdige Aufschlüsse über diese hessischen Plane gewähren müssen, hat der Herr Verf. für die Periode des Fürstenbundes nicht nachgesucht, wahrscheinlich abgeschreckt durch das, was ihm auf seine Anfrage in Bezug auf das Jahr 1806 über die dortigen Archive mitgetheilt wurde (Vorwort S. IV). Wir kennen übrigens die Plane, die Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel auf Antrieb seines Ministers v. Schlieffen verfolgte, viel genauer, als sie der Herr Verf. hier geben konnte, aus Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. III, S. 54 fg., worauf auch der Herr Verf. in einer Anmerkung (S. 235) aufmerksam macht. Dohm hatte hier die beste Quelle an seinem Freunde dem Herrn v. Schlieffen selbst, durch den er im Jahr 1776 als Professor nach Kassel berufen worden war. Den Plan einer deutschen Staatenverbindung ohne Oesterreich und Preußen, den Schlieffen schon im Jahr 1763 nicht ohne anfängliche Aussicht auf Erfolg eifrig betrieben hatte, nahm nun Hessen-Kassel im Jahr 1785

wieder auf. Als man aber in Hannover, wohin man sich wandte, keinen Anklang fand, gab man den Gedanken auf und trat mit der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit wo möglich den Kurhut zu gewinnen, am 30. November 1785 dem Bunde mit Preußen bei (S. 355; vgl. S. 235, 361 und Dohm III, S. 95).

Noch merkwürdiger als die Verhandlungen mit Hessen-Kassel waren die mit Mainz. An dem Kurfürsten von Mainz war Friedrich dem Großen unter allen deutschen Reichsfürsten bei weitem am meisten gelegen. Mais la grande affaire, schreibt er unter dem 17. Oktober 1785 an seinen Minister, et, ce que Je crois le plus important est, de nos joindre l'Électeur de Mayence, par la raison que voici. S'il se joint à nous, nous sommes 4 Électeurs, ce qui nous assure de la pluralité dans le collége électoral, et empêchera l'exécution du projet de l'élection d'un Roi des Romains (S. 366). Aber so wichtig der Beitritt des Reichs-Ertz-Kantzlars dem König von Preußen sein mußte, so schwierig schien dies Ziel zu erreichen, und es mußten die eigenthümlichsten Umstände zusammentreffen, um das Gelingen möglich zu machen: der Charakter des Kurfürsten von Mainz, das Mißtrauen, das Joseph's II. Eingriffe gerade auch bei den geistlichen Fürsten wach gerufen hatten, vor Allem aber die Wahl des Unterhändlers, dem der König dies schwierige Geschäft übertrug. Auf Empfehlung Hertzberg's wurde nämlich Friedrich Karl Freiherr vom Stein zu dieser Sendung auserkoren. Mit welchem Eifer, welchem Ver-

stand und welcher Festigkeit der damals erst siebenundzwanzigjährige Staatsmann seinen Auftrag ausführte, hat Pertz im Leben Stein's (Bd. I, S. 38—69) mit Meisterhand geschildert. Was unser Verf. aus den Akten mittheilt, dient zur Bestätigung dessen, was wir aus Pertz bereits wissen. Nur ein paar Kleinigkeiten wollen wir beiläufig bemerken. Wenn es I, S. 38 bei Pertz heißt, der König habe der Ernennung Stein's eigenhändig hinzugefügt, die Mainzer Befürchtungen scheinen übertrieben, „indessen schwimme, aber traue nicht", so hat sich hier ein Schreibfehler eingeschlichen. Es muß heißen: die Bayerischen Befürchtungen scheinen übertrieben. Im Original lautet der Zusatz in dem vorliegenden Werk (S. 199): Il paraît par les lettres de Hochstetter, que les premiers bruits, venus de la Bavière, ont été occasionnés par le prompt départ de l'Électeur, et que la crainte des entreprises, dont on juge l'Empereur capable, y a eu plus de part que la réalité; cependant nage, mais ne t'y fie pas. Die Gerüchte aus Bayern, von denen hier die Rede ist, sind natürlich nicht die Nachrichten über das Tauschprojekt, sondern eine Meldung des Herrn v. Hofenfels, daß der Kaiser sich Bayerns durch einen Handstreich bemächtigen wolle (S. 185). Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, daß der Herr Verf. auf Pertz' schon zwei Jahre vor der seinigen erschienene Darstellung mehr Rücksicht genommen hätte. Nachzutragen gab es hier, wie gesagt, zu Pertz' ausgezeichnetem Werk nicht viel, aber

doch Einiges. So hat Pertz, der sonst in der Angabe seiner Quellen musterhaft ist, unterlassen zu sagen, woher er die Fülle von charakteristischen Thatsachen in seiner Schilderung des Mainzer Hofes entnommen habe. Eine Stelle, die unser Verf. S. 312 mittheilt, wird darüber Auskunft geben. Dort schreibt nämlich Minister Hertzberg unter dem 23. Juli 1785 an Stein nach Frankfurt: Je ne manquerai de faire usage de toutes les bonnes observations que Vous avez faites dans Votre dépêche très intéressant et tournée au mieux, que nous ne tarderons pas de présenter au Roi. Noch einen anderen Punkt will ich erwähnen, der vor mehreren Jahren, ehe das Leben Stein's von Pertz erschienen war, große Verwirrung in die Geschichte seiner Mainzer Sendung hätte bringen können. Schlosser hatte in seinem berühmten Werke über die Geschichte des 18. Jahrhunderts (dritter Band, erste Abtheilung S. 366 der Ausg. von 1842) die Sendung Stein's mit einigen allerdings ungehörigen Seitenhieben erwähnt. Dies veranlaßte einen Verehrer des großen deutschen Staatsmanns, in der Augsburger Allgem. Zeitung (1843, Beil. vom 12. Januar) die Behauptung aufzustellen, der Herr v. Stein, der damals die preußische Sendung nach Mainz vollzogen habe, sei gar nicht der später so berühmt gewordene Reichsfreiherr gewesen, sondern dessen Bruder, „wie Herr Schlosser aus vielen gangbaren Büchern leicht hätte sehen können“. Das ließ sich nun schon damals auch aus gedruckten Quellen schlagend widerlegen. Denn in den Denkwürdigkeiten Dohm's, dessen Autorität in diesem

Punkt niemand anfechten wird, steht Bd. III, S. 86 mit klaren Worten: „An den in mancher Rücksicht wichtigsten von Allen, den Kurfürst von Mainz, wurde der Freiherr v. Stein, damals Ober-Bergrath in der Grafschaft Mark, gesandt.“

In der Note fügt dann Dohm noch eine kurze Biographie Stein's bis zu dessen Thätigkeit auf dem Wiener Kongreß bei. Das Alles war also schon damals durchaus keine streitige Sache. Pertz im Leben Stein's erwähnt (Bd. I, S. 6), daß der älteste Bruder des großen Staatsmanns, nämlich Johann Friedrich vom Stein, preußischer Landjägermeister und Gesandter König Friedrich Wilhelm II. zu Mainz gewesen sei. Dadurch erklärt sich der Mißgriff des Berichtigers in der Allgem. Zeitung*).

---

*) In den Aktenstücken, die der Verf. mittheilt, kommt allem Anschein nach im Zusammenhang mit Mainzer Angelegenheiten noch ein dritter Herr „de Stein“ als preußischer Beauftragter in Betracht. Unter dem 23. Februar 1784 erkundigt sich Hoſenfels bei Hertzberg über eine Sendung, mit welcher der König von Preußen schon vor einiger Zeit einen Offizier nach Würzburg beauftragt haben solle. Hertzberg erwiederte am 13. März 1784: Ce qu'il y a de vrai, c'est: qu'il y a à peu près deux ans que, sur les propositions du Colonel de Stein, le roi lui a donné la permission de faire un voyage dans ces contrées et d'approfondir à cette occasion les sentimens des chanoines de Bamberg et de Wurtzbourg. Il nous a rapporté alors des pièces très

Am 18. Oktober 1785 unterzeichnete der Kurfürst von Mainz seinen Beitritt (Dohm III, S. 200 gibt die Accessionsakte), im Laufe der Jahre 1785—1789 trat ein großer Theil der übrigen deutschen Reichsfürsten dem Bunde bei. Der Verf. gibt S. 355 fg. deren Verzeichniß mit genauer Angabe, ob und wann sie dem Haupttractat, den geheimen Artikeln u. s. w. beigetreten sind.

Nach dem Tode Friedrich's II. (17. August 1786) „widmete sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. in den Anfängen seiner Regierung der Union noch dieselbe Theilnahme, die er als Kronprinz ihr zugewandt hatte" (S. 396). Natürlich aber mußte der Eifer erkalten, als mit Joseph's II. Abscheiden die nächste Veranlassung zur Union wegfiel und überdies die anschwellende französische Revolution der preußischen wie der österreichischen Politik ganz andere Aufgaben stellte. Auf das unerquickliche Geschäft, die durch den Fürstenbund veranlaßten Streitschriften und wechselseitigen Anschuldigungen zu verzeichnen, wollen wir hier nicht eingehen. Unter den Schriften, die in dieser Sache veröffentlicht wurden, finden sich bekanntlich Meisterstücke politischer Erörterung. Wir brauchen aber den Ab-

authentiques, qui contiennent les sentimens et les vues de chaque chanoine, et selon lesquels le comte de Leyen et Mr. de Dalberg auraient les plus grandes prétentions et espérances tant pour le siège de Wurtzbourg que pour celui de Mayence etc. (S. 66).

schnitt, in welchem der Verf. (S. 374) davon handelt, um so weniger einer genaueren Anzeige zu unterziehen, als in Hertzberg's Recueil Vol. II und in Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. III, wenn man noch die auch von Dohm (Denkwürd. Bd. III, S. 143) gerühmte Wiener Prüfung und Johannes Müller's Schriften zur Geschichte des deutschen Fürstenbundes (Wke. Thl. 9, Tübingen 1811. 8.) hinzunimmt, das wesentliche Material schon seit Jahren zu Gebote steht.

Wie verschieden die Urtheile über die Erfolge des Fürstenbundes auch bei den Freunden und Vertheidigern desselben waren, das wollen wir zum Schluß aus den Schriften zweier bedeutender Zeitgenossen darthun. Johannes Müller, der berühmte Historiker, ließ im Jahr 1787 seine begeisterte „Darstellung des Fürstenbundes" drucken, die schon im darauffolgenden Jahr in zweiter verbesserter Ausgabe wieder aufgelegt wurde. Müller knüpfte die größten Erwartungen für die ganze Zukunft des deutschen Volkes an die Gründung des Fürstenbundes. „Der Vater der Menschen und Gott aller Ordnung", sagt er am Schluß seiner Schrift (Wke. Thl. 9, Tüb. 1811, S. 310), „der von Anbeginn der Historie die Crisen der Nationen durch tausend unerwartete Wendungen meist allemal für die entschieden, welche ihrer selbst am wenigsten vergessen haben, gebe späten Geschichtschreibern das Glück, in gegenwärtigem Fürstenbund eine folgenreiche Epoche neubelebter Vaterlandsliebe zu finden!" Und als nun diese Hoffnungen nicht in Erfüllung giengen, machte Müller

(1788) seiner erbitterten Stimmung in der Schrift: „Teutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde" Luft. (Vgl. besonders Wke. Thl. 9, Tüb. 1811, S. 313—320.) „Eins von beiden", heißt es dort (S. 320). „Der Fürstenbund will bloß den Statum quo; und so ist er eine ganz gemeine Politik gewesen, deren Urheber wohl thun, möglichst vielen Weihrauch von Ministerialruhm bei Leibesleben einzuschnauben; denn bei Nation und Nachwelt haben sie ihren Lohn dahin, und ihr Werk wird untergehen, wie das augenblickliche Bedürfniß, wodurch es entstanden ist. Oder der Fürstenbund ist eine Vereinigung der mancherlei Kräfte verschiedenartiger, durch den Partheigeist bisher entfernter Stände, wider alle ungerechte Gewalt und schädliche Mißbräuche mit patriotischer Uebereinstimmung zu handeln. Heil dir alsdann, Vaterland! und Preis den Guten und Großen, den Stiftern, den Beigetretenen, den Werkzeugen; allen Theilhabern der besten, der schönsten, der nothwendigsten That." Und dann weiter (S. 343): „Etwas muß für das Reich geschehen; es muß der Nation geholfen werden. Die Palme ist aufgesteckt; wer sie erreicht, dem werden die Völker zujauchzen. Wir glaubten, in der Union sey Sinn für etwas Edles. Fast scheint es, wir haben uns geirrt." Damit vergleiche man nun, wie Dohm in seinen Denkwürdigkeiten Bd. III, S. 115 über den Erfolg des Fürstenbundes urtheilt. „Der Bund, so wie er war", sagt er, „hat also seinen nächsten Zweck (nämlich den Tausch von Bayern zu verhindern) vollkommen erreicht, zum Beweise, daß Friedrich die Umstände und die Menschen,

mit denen er zu thun hatte, sehr gut kannte, und sie weit richtiger beurtheilte, als seine Tadler. Er wandte gerade nicht mehr Kraft an, als in diesem Falle nöthig war; solches Maaß genau zu treffen, ist kein geringes Verdienst in der Politik, es ist die Folge eines sich über Leidenschaften erhebenden Geistes, einer großen Menschenkenntniß und eines feinen durch Erfahrung geübten Gefühls."

Zur Beurtheilung Gottsched's.

Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert von Th. W. Danzel, Dr. phil., Privatdocenten an der Universität zu Leipzig. Nebst einem Anhange: Daniel Wilhelm Trillers Anmerkungen zu Klopstocks Gelehrtenrepublik. Legimus aliqua ne legantur. Leipzig, Dyk. 1848. *)

Der Mann, mit dessen Leben und Werken sich die vorliegende Schrift beschäftigt, ist dem jetzt lebenden Ge=

*) Ich halte es nicht für überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die obige Abhandlung zu dem Zweck geschrieben wurde, den Uebertreibungen Danzel's entgegenzutreten. Die Lichtseiten an Gottsched's Wirken hatte der verdiente und leider so früh verstorbene Danzel zur Genüge hervorgehoben. Außerdem würden sie auch hier noch mehr betont worden sein, als es geschehen ist. Dahin gehören z. B. Gottsched's Bemühungen um die Feststellung der neueren deutschen Schriftsprache, die Danzel freilich auch überschätzt und unrichtig aufgefaßt hat.

schlecht fast nur als das Musterbild der Geistlosigkeit und Geschmacklosigkeit bekannt, und die Meisten werden das obige Buch mit dem Vorurtheil in die Hand nehmen, daß hier ganz unnöthiger Weise glücklich vergessene Langeweile in's Leben zurückgerufen werde. Allein bei näherer Ansicht wird man bald ein günstigeres Urtheil über das Buch gewinnen. Es ist nämlich Herrn Danzel gelungen, einem an sich trocknen Gegenstand durch geschickte Hervorhebung seiner geschichtlich wichtigen Seiten, so wie durch Mittheilung einer Menge bisher ungedruckter Briefe ein neues Interesse zu verleihen. Können wir nun auch, wie sich weiter unten zeigen wird, dem Urtheil des Herrn Verf. nicht überall beipflichten, so stehen wir doch nicht an, seine Arbeit als einen sehr wichtigen Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts zu bezeichnen, den kein Literarhistoriker unberücksichtigt lassen darf und den auch der bloße Liebhaber solcher Studien in so ansprechender Behandlung mit Vergnügen lesen wird. Was zuerst das Material betrifft, das Herrn Danzel zu Gebote stand, so war es außer den gedruckten Werken vorzüglich der umfangreiche Briefwechsel Gottsched's und seiner gelehrten Frau, aus dem er schöpfte. Dieser Briefwechsel wird handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt und umfaßt nicht weniger als 4700 Nummern in 22 Foliobänden. Wer das Ungeschick kennt, mit dem solche handschriftliche Sammlungen in neuerer Zeit bisweilen dem Publikum sind vorgeschüttet worden, der wird gewiß mit uns die zweckmäßige Auswahl des Verf. loben. Seine

Mittheilungen enthalten nur sehr Weniges, das wir als völlig unbedeutend weggewünscht hätten. Bei weitem das Meiste trägt zur wirklichen Aufklärung der damaligen Verhältnisse bei.

Der Herr Verf. nimmt seinen Ausgang davon, daß Gottsched zu den Männern gehöre, deren auf die Nachwelt gekommenes Bild lediglich aus dem Urtheil ihrer Gegner entstanden sei. Bekanntlich hat sich Gottsched in seinen späteren Jahren gerade den Männern auf das feindseligste entgegengestemmt, die zuerst wieder Werke von unvergänglichem Werth in deutscher Sprache geschaffen haben. Klopstock und Lessing waren seine Hauptgegner. Sie und ihre Freunde haben den Kampf ausgefochten, dessen Ausgang die gänzliche Vernichtung Gottsched's war. So ist es gekommen, daß wir Gottsched immer nur aus dem Gesichtspunkt betrachten, aus dem ihn jene von uns verehrten Männer ansahen. Da nun Gottsched diesen Männern gegenüber offenbar Unrecht hatte, so ist es um so weniger zu verwundern, wenn nur die Schattenseite seines Wesens in das allgemeine Urtheil aufgenommen worden ist. Jedermann erblickt in ihm nur den geistlosen und pedantischen Gegner Klopstock's und Lessing's; beinahe Niemand aber wirft sich die Frage auf: Was war denn Gottsched abgesehen von jener unglücklichen Gegnerschaft? Was war er in seinen besseren Jahren, bevor er sich mit diesen neuen Mächten in Kampf einließ? Daß der unbefangene Historiker sich diese Fragen zu stellen habe, unterliegt keinem Zweifel. Es ist nicht bloß eine Forderung

der Billigkeit, sondern es ist auch der einzige Weg, um zu erklären, wie Gottsched zu dem fast unumschränkten Ansehen in Deutschland und zu einer beinahe europäischen Berühmtheit hat gelangen können. Denn daß er diese wirklich besaß, dafür werde ich später einige unwidersprechliche Belege anführen. Der Herr Verf. stellt sich die Aufgabe, eine solche Charakteristik Gottsched's und seiner Wirksamkeit zu entwerfen, die sich von aller vorgefaßten Meinung frei hält und eben dadurch dem geschilderten Manne seine wahre Stelle in der Entwicklung unserer Literatur anweist. Hiebei ist nun Herr Danzel nach unserer Ueberzeugung in einen Fehler verfallen, der schon sehr oft in der Geschichtschreibung vorgekommen ist. Indem er nämlich mit Recht seinen Helden von dem Vorwurf der gänzlichen Nichtigkeit und des völlig grundlos angemaßten Ruhmes zu befreien sucht, geräth er in die offenbarste Ueberschätzung desselben. Nicht als wenn Herr Danzel die Fehler und Gebrechen Gottsched's läugnete. In ihrer unumwundenen Anerkennung zeigt er vielmehr eine rühmenswerthe Unbefangenheit. Aber die Bedeutung, die er Gottsched für die Entwickelung der deutschen Literatur beilegt, ist sehr übertrieben. Als das Prinzip, dessen Verfechtung Gottsched zu seiner Lebensaufgabe machte, bezeichnet der Herr Verf. die Korrektheit (S. 7). Daraus folgert er nun: „Er hat dadurch, daß er den Gesichtspunkt der formellen Bildung ausschließlich festhielt — eine feste nationale Grundlage des deutschen Schriftthums gefunden, auf der wir heute noch fortbauen. Wir verdanken

Gottscheden die ausdrückliche, nicht bloß gewohnheitsmäßige Feststellung der deutschen Schriftsprache" (S. 7). „Gottsched hat etwas Großes zu Wege gebracht, das darum, weil es uns hinterher als etwas erscheint, das sich ganz von selbst versteht, nur um so größer ist" (S. 8). „Gottsched ist der erste, welchem die Idee der deutschen Gesammtliteratur in ihrer Gliederung aufgegangen ist; er hat damit der Geschichte derselben im 18. Jahrhundert, dessen Aufgabe die Hervorrufung einer neuen Phase dieser Literatur war, ihren Weg vorgezeichnet; es handelt sich bei Klopstock, Lessing, Wieland und wie sie heißen mögen, die Männer, welche diese Aufgabe gelöst, nur um das Wie dieser Lösung; die Aufgabe selbst überkamen sie, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, von dem verachteten Vorgänger — nur daß freilich ihre Lösung dann auf einer tieferen Auffassung der Aufgabe selbst beruhte, als sie bei diesem möglich gewesen war" (S. 77). Hier scheint mir nun Herr Danzel in einer so handgreiflichen Uebertreibung befangen, daß er bei dem gesunden Urtheil, das er sonst fast überall zeigt, sicherlich selbst von seiner Meinung zurückkommen wird, wenn erst die Arbeit, in die er sich gegenwärtig mit offenbarer Liebe hineingelebt hat, um einige Jahre hinter ihm liegt. Aber bei der Art, wie solche Monographien jetzt bisweilen ausgebeutet werden, würde sich Ref. nicht wundern, wenn ihm in einiger Zeit irgend ein neues Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte zu Gesicht käme, worin Gottsched als der eigentliche Schöpfer der neueren deutschen Literatur dargestellt würde, in dessen aus-

getretene Fußstapfen dann Lessing, Klopstock und wie diese kleineren Geister alle heißen mögen, getreten wären. Nur um diesem Unfug vorzubeugen, will Ref. Einiges gegen Herrn Danzel's Ansicht bemerken. Es ist immer ein mißliches Ding, die Wirkungen einer historischen Erscheinung genau abzuwägen. Denn im Grunde genommen kann dies doch nur dadurch geschehen, daß man die mannigfaltigen Ursachen, aus denen die Folgezeit hervorgeht, streng sondert und dann die Kraft jeder einzelnen prüft. So schwierig aber dies Geschäft ist, so unumgänglich nothwendig ist es für alle Geschichtschreibung. Denn nur durch diese bewußte oder unbewußte Operation wird die Sonderung des Wichtigen und Unwichtigen möglich, auf welcher alle wahre Geschichtschreibung beruht. Wenden wir nun diese Sätze auf unsern Fall an, so lautet die Frage: Ist die neuere deutsche Literatur wirklich aus den Forderungen hervorgegangen, die Gottsched an sie gestellt hatte? Hat wirklich Gottsched unsern Lessing, Goethe, Schiller die Bahn vorgezeichnet? Ich gestehe, es ist mir kaum begreiflich, wie Herr Danzel diese Fragen in der oben angeführten Stelle mit Ja beantworten kann. Denn eben aus seinem Buch springt dem unbefangenen Leser das gerade Gegentheil in die Augen.

Das Hauptgewicht legt Herr Danzel überall darauf, daß Gottsched zuerst der Begriff einer deutschen Gesammtliteratur aufgegangen sei. Er habe nicht wie Opitz bloß die Poesie, sondern auch die Prosa in's Auge gefaßt. Dieser Gedanke einer deutschen Gesammtliteratur wäre nach

Herrn Danzel Gottsched's großer Fund, den dann Lessing und Andere nur weiter ausgebeutet haben. Sehen wir nicht bloß den alten Gottsched, sondern die ganze Entwickelung der neueren deutschen Literatur mit unbefangenen Augen an, so finden wir, daß sich die Sache vielmehr so verhält: Der Gedanke einer Gesammtliteratur überhaupt mußte den neueren Völkern schon durch das Wiedererwachen der antiken Literatur nahe treten. Denn wenn auch die tiefer gehenden Bearbeitungen der griechischen und römischen Literaturgeschichte noch lange auf sich warten ließen, so mußte doch schon das zehnte Buch des viel gelesenen Quintilian (cap. I, 46 sq.) den Begriff einer nach Gattungen gegliederten Gesammtliteratur den europäischen Gelehrten vor Augen rücken. Es kam nun freilich darauf an, auch die Schriftwerke einer neueren Sprache, seien sie in Versen oder in Prosa abgefaßt, als Ein Ganzes zu betrachten. Dies haben mit den Schriftwerken ihrer Nation die italienischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts gethan, wie dies aus der Anlage und den Vorarbeiten des Vocabulario degli accademici della crusca hervorgeht. Daß dann weiter die Franzosen des siècle de Louis XIV. recht wohl wußten, daß ihre Literatur aus Dichtern und Prosaikern bestehe, das beweisen neben vielem Andern Boileau's kritische Schriften an mehr als einer Stelle. Es würde also für Gottsched nur das Verdienst übrig bleiben, den Gedanken einer solchen aus Dichtern und Prosaikern bestehenden Gesammtliteratur zuerst für das Deutsche geltend gemacht zu haben. Aber auch dies Verdienst ist ihm von

einem Mann ganz anderen Schlages vorweggenommen worden. Leibnitz in seinen „Unvorgreifflichen Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache" behandelt es nicht nur überall als etwas, das sich von selbst versteht, daß die deutschen Dichter und Prosaiker zusammen die deutsche Literatur bilden, sondern er stellt auch schon ziemlich klar den Begriff dessen auf, was man jetzt als eigentliche Nationalliteratur aus dem ganzen Bücherwesen eines Volkes aussondert. „Dann gleichwie", sagt er (95; VI, 2, 44 Dutens), „in einem sonst schönen Teutschen Gedichte ein Frantzösisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck seyn würde, also solte ich gantzlich dafür halten, daß in den Schreib-Arten, so der Poesie am nächsten, als Romanen, Lobschriften und öffentlichen Reden, auch gewisser Art Historien, und auch bey Uebersetzungen aller solcher Wercke aus fremden Sprachen, und summa, wo man nicht weniger auff Annehmlichkeit als Nothdurfft und Nutzbarkeit siehet, man sich der ausländischen Worte, so viel immer möglich enthalten solle."

Man sieht aus dieser Stelle, daß der Gedanke einer deutschen Gesammtliteratur, ja sogar der speziellere einer schönen deutschen Gesammtliteratur längst vor Gottsched in Deutschland vorhanden war. Dieser Gedanke hat dann das ganze 18. Jahrhundert beherrscht. Er wurde auf die verschiedenartigste Weise aufgefaßt und alle deutschen Schriftsteller haben zu seiner Verwirklichung beigetragen. Das aber, wodurch sich Gottsched von den wirklich großen Geistern des Jahrhunderts unterscheidet, ist eben, daß er

den Gedanken einer deutschen Gesammtliteratur falsch aufgefaßt hat. Er wollte sie auf die Korrektheit gründen und glaubte, die Hauptsache sei die Richtigkeit der Regeln und deren strupulöse Einhaltung. Deswegen hielt er sich vor Allem an die Franzosen, weil ihm diese am korrektesten schienen, und wo er, wie auch unser Herr Verf. mehrfach berührt, die Franzosen tadelt, da glaubt er sie durch noch größere Korrektheit übertreffen zu können. Daß das Alles sehr verkehrt war, brauche ich meinen Lesern nicht erst auseinander zu setzen.

Und eben wegen dieser Verkehrtheit ist der ganze Gottschedische Plunder beim Auftreten der wahren Kritik und der echten Poesie wie Spreu verflogen. Die Verachtung aber, in die der Mann versunken ist, hat er allerdings theilweise verdient, weil er sich eines Werkes anmaßte, zu dem er nicht berufen war. Hier werden alle Ehrenrettungen nichts helfen und Uebertreibungen wie die unsers Herrn Verf. werden seine Stellung nur noch schlimmer machen. Wollen wir uns daher die vergebliche Mühe sparen, das Urtheil, welches die großen Geister unsrer Literatur in Bezug auf Gottsched's Befähigung und Bedeutung festgestellt haben, im Wesentlichen zu ändern! Geben wir ihn in dieser höchsten Beziehung preis, so können wir jetzt, der Leidenschaft des Kampfes entrückt, um so unbefangener seine Verdienste auf untergeordneteren Gebieten anerkennen. Diese Verdienste haben nämlich besonders in zwei Dingen bestanden. Erstens hat Gottsched durch eine rastlose Thätigkeit, durch Schriften, Vorlesungen, Vereine und einen

zahllosen Briefwechsel das Interesse für deutsche Sprache und Literatur in weiten Kreisen verbreitet. Und zweitens hat er sich durch seine Sammlungen und Zusammenstellungen wirkliche Verdienste um die deutsche Literaturgeschichte erworben. In allen diesen Rücksichten gibt Herrn Danzel's Buch anziehende Aufschlüsse. Nimmt man es zusammen mit den Darstellungen, die unsre Literaturgeschichten in einem weniger freundlichen Sinn von Gottsched liefern, so wird man ein ziemlich vollständiges Bild von dieser allerdings merkwürdigen Persönlichkeit und den literarischen Zuständen jener Zeit erhalten.

Von dem Ansehen, zu dem sich Gottsched in seiner Zeit aufgeschwungen hatte, können wir uns jetzt kaum mehr einen Begriff machen. Von seinen Anhängern wurde er in einer Weise verehrt, wie kaum die größten Geister aller Zeiten. So schreibt der freilich noch sehr junge Friedrich Melchior Grimm unter dem 19. April 1741 an ihn: „Ich halte denjenigen für einen albern und niederträchtigen Menschen, welcher nicht erkennet, daß Deutschland den Wachsthum ihrer Sprache, ihrer Poesie und ihrer Beredsamkeit ganz allein Ew. Magnificenz zu danken hat: Und ich hoffe, noch diejenigen Zeiten zu erleben, worinnen Deutschland in allen diesen schönen Künsten denen Ausländern es bevor thun wird. Dieses alles aber wird es dem Grossen Gottsched zu danken haben. — — Frankreich hat es weit gebracht. Wir können aber gegen einen Boileau, Rollin, Fontenelle, Voltaire, und kurz gegen alle große Lichter dieses Reiches unsern Gottsched setzen"

(S. 345). Schönaich, der unglückliche Poet, mit dessen Heldengedicht „Hermann" Gottsched Klopstock's Messias aus dem Felde schlagen wollte, ruft seinem hohen Gönner und Beschützer unter dem 27. Aerntem. 1744 zu: „Aber glauben sie mir es nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn 1000 Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten" (S. 384). Und nicht bloß Deutschland füllte Gottsched's Ruhm. Auch bei den Häuptern der damaligen französischen Literatur stand er in großem Ansehen. Der reifer gewordene und nun ganz in Paris eingebürgerte Grimm schreibt ihm 1751: „Dero Name ist seit einiger Zeit in Paris in solchen Ehren, daß dieses wohl einige Gegenfreundschaft verdient" (S. 349). Unsre Sammlung enthält zum Beleg hiefür zwei Briefe von Fontenelle an Gottsched, unter denen der S. 88 mitgetheilte die Gründe untersucht, wodurch sich das Französische sein Uebergewicht in Europa verschafft habe. Eine Reihe kleiner sehr verbindlicher Billete von Voltaire, die an verschiedenen Stellen mitgetheilt werden, liefert wenigstens den Beweis, daß der schlaue Franzose Gottsched für den Mann hielt, der seinem Ruhm und seinen Absichten in Deutschland Dienste leisten könne. Unter diesen Billeten findet sich das „rare Curiosum", ein lateinischer Brief von Voltaire an Gottsched (S. 64), und S. 339 ein Versuch von zwei deutschen Zeilen.

Unter den anderen Briefen, die Herr Danzel veröffentlicht, nehmen sich die von Mosheim sehr vortheilhaft aus, sowohl was die Form, als was den Inhalt betrifft. Die Milde des gereiften Urtheils sticht gegen die damals

übliche literarische Parteiwuth schön ab. „Herr Haller", schreibt er 1737 an Gottsched, „verdient eine Stelle in der Gesellschaft. Die Fehler, die diesem Manne ankleben, sind klein in Ansehen seiner Tugenden. Wer weiß, was er an uns und Andern für Mängel nach seinen Ansichten wahrnimmt?" S. 96.

Sehr interessant sind die Mittheilungen über die geistigen Zustände Berlins unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., die sich in den Briefen von Gottsched's dortigen Korrespondenten finden. Vor allen ist es ein Graf Manteuffel in Berlin, mit welchem Gottsched in eifrigem Briefwechsel steht. Was man freilich auch sonst schon wußte, zeigt sich in diesem Briefwechsel recht klar, daß nämlich der Uebergang von der alten streng orthodoxen Zeit unter Friedrich Wilhelm I. zu der Freidenkerei Friedrich's II. und seines Hofes doch nicht ganz so schroff war, wie man bisweilen glaubt. Man vgl. z. B. das Reskript Friedrich Wilhelm's I. vom Jahr 1739, dessen Bestimmungen über das Predigen schon ganz auf die Seite der Wolffianer treten. Aber freilich, als nun Friedrich II. und seine Franzosen noch einen ganz andern Ton anstimmten, fanden sich die Wolffianer bitter getäuscht. Höchst charakteristisch für die Regierungsweise Friedrich Wilhelm's I. ist ein Brief Manteuffel's an Frau Gottsched, den ich allen denen empfehle, die in der Verzweiflung über unsre jetzigen Zustände sich nach den Zeiten der unumschränkten Despotie zurücksehnen. Nimmt man damit zusammen, was 1735 Steinwehr über den

Geschmack Friedrich Wilhelm's I. an Gottsched schreibt (S. 161), so bekommt man ein Bild von diesem Herrscher, das sich von mancher neueren Schilderung beträchtlich unterscheidet.

Sehr seltsam nehmen sich die Briefe des alten Brucker aus, wo sie an die Bewegungen in der schönen Literatur hinstreifen. „So lange man mir", schreibt er 1743 an Gottsched, Virgilium mit Lucano nicht entleiben wird, so lange werde ich meinen Pietsch tausend Milton's vorziehen und wenn man dieses seine Hölle auch so schön als das Paradies malete" (S. 243). In Bezug auf Klopstock's Messias spürt der alte Herr den Quellen nach, aus denen Herr Klopstock seine wunderlichen kabbalistischen Vorstellungen wohl geschöpft haben könnte, bei manchen „seltsamen theologischen Einfällen" desselben gesteht er selbst nicht zu wissen, wo er sie her hat. S. 364.

Durch seine deutsche Gesellschaft und seine ausgebreiteten Verbindungen hat Gottsched überall die Theilnahme an deutscher Sprache und deutscher Literatur zu wecken gesucht. Das war allerdings kein geringes Verdienst in einer Zeit, in der die Mächtigen und Vornehmen fast ohne Ausnahme in französischer Sprache und Bildung dem Deutschen abgestorben waren. Von dieser Seite scheint mir auch der apologetische Zweck von Herrn Danzel's Buch am meisten erreicht. Weil Gottsched in Folge einer verkehrten Ansicht, die er von der Poesie hatte, die Franzosen für die vortrefflichsten Dichter hielt und sie deshalb den Deutschen zur Nacheiferung hinstellte, so gilt er bisweilen für einen

jener unpatriotischen Halbfranzosen, die unsre Literatur verunzieren. Das war aber Gottsched in der That nicht. Ueberall lag ihm vielmehr der Ruhm der deutschen Literatur am Herzen und nebenbei freilich auch gar sehr sein eigener. Daher sammelt er mit großem Eifer deutsche Bühnenstücke, obschon sie meist seinen eigenen kritischen Prinzipien widersprechen. Ja er wendet seinen Blick rückwärts in das Alterthum unsrer Poesie, um auch daher Gründe für den Ruhm der deutschen Sprache zu entnehmen. So wenig wissenschaftlichen Werth natürlicherweise seine dahin einschlagenden Arbeiten für unsre Zeit noch haben können, so bin ich doch überzeugt, daß unter denen, die Gottsched nur von Hörensagen kennen, nur wenige unter seinen Schriften eine „Abhandlung von dem Flore der deutschen Poesie zu Kaiser Friedrich's des ersten Zeiten" erwarten werden. Sie steht in seinen gesammelten Reden (Leipzig 1749) S. 39 fg. und ist 1746 gelesen, gehört also zu den ersten Anregungen zum Studium der mittelhochdeutschen Poesie. Ebenso findet man in seinem Handlexikon der schönen Wissenschaften (Leipzig 1760), das sonst eine wahre Fundgrube verkehrter Ansichten ist, eine ganze Anzahl mittelhochdeutscher Dichter aufgeführt.

Um nun aber schließlich auch Gottsched's eigene Poesien nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, kann ich nicht umhin, einen Zug zur Charakteristik der damaligen Poesie auszuheben, den der Herr Verf. nicht hätte mittheilen sollen, wenn er will, daß man beim Namen Gottsched in Zukunft nicht mehr lacht. Freilich trägt Gott-

sched's Name hier die Schuld der ganzen Zeit, aber er hat sich selbst zum Diktator dieser Zeit aufgeworfen und deshalb darf er sich nicht beschweren, wenn sein Name die Lächerlichkeiten jener ganzen Zeit repräsentirt. Die bestellte und bezahlte Gelegenheitsdichtung war bekanntlich ein Haupttheil aller deutschen Poesie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Auch Gottsched hat diese Quelle des Einkommens und der Ehre eifrig ausgebeutet, wie ein Blick in seine gesammelten Gedichte zeigt. Zur Entstehungsgeschichte solcher Produkte liefert nun Herr Danzel S. 72, 73 ein paar köstliche Beiträge. Der erste ist ein Schreiben von einem gewissen M. G. L. Wachsmuth in Sondershausen an Gottsched und lautet: „Den 6. künftigen Monats wird das hohe Gerburths-Fest des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Christians Hochfürstlicher Frau Gemahlin einfallen, weßhalben Dero Bediente bemüht sind, Ihrer Durchlauchtigkeit sowohl wegen glücklicher Niederkunft und bei allem hohen Wohlsein gehaltenen sechs Wochen, als auch anderen genossenen Hochfürstlichen Vergnügen unterthänigst zu gratuliren und ihre empfundene Freude zu bezeugen. Wann denn auch mein Schwager als dero Leibmedicus, welcher sich Ew. HochEdl. dienstl. empfiehlt, solches als ein Stück seiner unterthänigsten Schuldigkeit ansiehet und da nun deroselben neulichst verfertigtes Gedicht bei allen sein verdientes Lob erhalten, ersuchet er mich aufs Neue, dießfalls an dieselben zu berichten, wie er nicht nur für das Vorige schuldigst danke, sondern auch bei gegenwärtiger Gelegenheit Verlangen trage, durch Dero Geschick-

lichkeit Sr. Durchlaucht seine Unterthänigkeit zu entdecken. Und ich versichere, daß sofern Ew. HochEdlen in diesem Stücke meinem Schwager zu willfahren belieben, er nicht nur das Schuldige sobald nach dem Empfang werde einsenden" u. s. w. Und dazu nun das zweite Beispiel. Bei einer spätern Bestellung der Art für den Herzog von Weißenfels, im Jahre 1733, sagt der Schreibende: „Zuvörderst wollte zu einiger Nachricht melden, daß Serenissimus nicht gerne das Wort Wonne und die Reime, so sich auf Sachsen, wachsen, Achsen endigen, haben mögen, obgleich die beiden, nämlich Sachsen und wachsen, außer damit zu reimen, mit einfließen können."

Daß ein Mann, der sich auf solche Unwürdigkeiten ganz ruhig einließ, nicht geeignet war, die große weltgeschichtliche Stelle in der Entwickelung der deutschen Literatur einzunehmen, die ihm Herr Danzel beilegt, scheint mir durch sich selbst klar. Uebrigens bemerke ich noch einmal, daß Herrn Danzel's Buch nicht nur durch die mitgetheilten Dokumente, sondern auch durch die vielen eindringenden Untersuchungen des Herrn Verfassers selbst seinen Werth und sein Interesse behält, auch wenn man dem Gesammturtheil über Gottsched nicht beistimmen kann.

Die doppelte Recension des Textes von Kant's Kritik der reinen Vernunft.

Daß die Werke der großen deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts einer kritischen Textbehandlung nicht bloß fähig, sondern auch in hohem Grad bedürftig sind, darüber waltet gegenwärtig unter Sachverständigen kein Zweifel ob. Nur darüber bedarf es einer Verständigung, nach welchen Grundsätzen bei der Behandlung des Textes zu verfahren und in welcher Weise das Ergebnis der kritischen Bemühungen dem lesenden Publikum zu bieten sei. Was nun zunächst den letzteren Punkt betrifft, so wird man zwischen dem kleinen Kreis kritischer Forscher und dem großen der im besten Sinn des Wortes genießenden Leser zu unterscheiden haben. Der Forscher verlangt zu wissen, wie der Text, den man ihm bietet, zu Stande gekommen ist, und wird auch die Rechtfertigung der aufgenommenen Lesart seinem eigenen Scharfsinn überlassen, so fordert er doch mit Recht eine sorgfältige Zusammenstellung der verschiedenen Lesarten, um sich über das Verfahren des Her-

ausgebers ein Urtheil bilden zu können. Von alle dem verlangt der Leser, der sich an den dichterischen Meisterwerken Goethe's oder Schiller's erfreuen will, nicht nur nichts zu wissen, sondern er fordert auch mit Recht, daß man ihm seinen Genuß nicht durch kritische Randbemerkungen störe. Die Wünsche beider Leserklassen werden am besten zu befriedigen sein, wenn man die kritische Zuthat von dem Text des Schriftstellers möglichst weit absondert, und obwohl für verschiedene Arten von Schriftwerken verschiedene Grundsätze zu befolgen sein werden, so würde ich doch jedenfalls für die Erzeugnisse der Poesie die Regel aufstellen, daß die kritischen Noten nicht unter dem Text, sondern erst am Ende des Bandes angefügt werden. Ja für unsere großen Klassiker dürfte zu rathen sein, daß man alles kritische Material in einem besonderen Bande zusammenstelle, um den Geschmack des größeren Leserkreises möglichst zu schonen. Ich weiß wohl, daß dem kritischen Leser dadurch sein Geschäft um etwas erschwert wird. Aber es ist viel wichtiger, daß die Gedanken des gebildeten Lesers nicht von der Hauptsache abgelenkt, als daß die Arbeiten des gelehrten erleichtert werden.

Weit schwieriger als die bisher besprochenen Aeußerlichkeiten sind natürlich die Grundsätze festzustellen, nach denen bei der Textbehandlung unsrer neuhochdeutschen Klassiker zu verfahren ist. Ueber manche allgemeine Grundsätze werden sich zwar die Kenner rasch einigen, zumal über solche, über die man billigerweise gar niemals hätte in Zweifel sein sollen. Dahin gehört z. B. unstreitig der

Grundsatz, daß man den vorgefundenen Text des Schriftstellers nicht willkürlich ändern dürfe. Wer sich nicht näher mit der Art bekannt gemacht hat, wie man bisweilen die Werke unsrer großen Schriftsteller nach ihrem Tode behandelt hat, der wird es kaum glauben wollen, daß man aus manchen ihrer Werke ganze Sätze, ja ganze Seiten ausgelassen hat unter dem Vorgeben: Gewiß würde der Verewigte das hier Weggelassene selbst gestrichen haben, wenn er noch lebte. Daß ein solches Verfahren unverantwortlich sei, bedarf keines Beweises.

Aber wenn man sich auch darüber geeinigt hat, daß der reine, unverfälschte Text des Schriftstellers gewissenhaft wiederzugeben sei, so beginnt erst die wahre Schwierigkeit. Denn nun fragt es sich in unzähligen Fällen erst: Welches ist der Text des Schriftstellers, den man wieder abdrucken soll? Diese Frage drängt sich nämlich überall da auf, wo der Verfasser selbst in späteren Ausgaben sein eigenes Werk abgeändert hat. Hier gilt es nun zu entscheiden: Welcher Fassung des Textes soll die neue Ausgabe folgen? Auch hier werden Sachverständige über einen allgemeinen Grundsatz bald einig sein, nämlich über den, daß in einer kritischen Ausgabe nie die Lesarten verschiedener Auflagen gemischt werden dürfen, indem man nach eigenem Ermessen bald der einen und bald der anderen folgt. Vielmehr hat man sich von vorne herein zu entscheiden, welche Ausgabe man wiederholen will, die erste, ursprünglichste oder eine der vom Verfasser selbst abgeänderten. Hat man sich aber einmal entschieden, so hat man sich streng an die Ausgabe

zu halten, die man gewählt hat. Wird dieser Grundsatz verlassen, so entsteht ein Werk, das in dieser Fassung gar nie aus der Feder des Autors geflossen ist — weder früher noch später.

Also auch hier liegt die Schwierigkeit nicht. Wohl aber beginnt sie dann, wenn entschieden werden soll, welche Ausgabe von des Verfassers Hand den künftigen Text bilden soll, die erste oder eine abgeänderte. Wer seinen Maßstab von solchen rein wissenschaftlichen Arbeiten nimmt, bei denen die Form völlig in den Hintergrund tritt gegen den Inhalt, der wird kaum begreifen können, daß nicht die neueste Auflage eines Buchs auch jederzeit die beste sein soll. Wer aber von der entgegengesetzten Seite herkommt, nämlich von den Schöpfungen der Poesie, der wird weit eher geneigt sein, gerade den umgekehrten Grundsatz aufzustellen, daß nämlich immer die erste Ausgabe die eigentliche Schöpfung des dichterischen Geistes sei, an welcher zu ändern der Verfasser selbst kein Recht gehabt habe. In der Ausführung wird sich jedoch zeigen, daß dieser Grundsatz bei weitem nicht so allgemein gültig ist, wie der oben aufgestellte über das strenge Auseinanderhalten der verschiedenen Ausgaben.

Ohne mich in weitere Erörterungen über das Verfahren bei Werken der Poesie einzulassen, trete ich sogleich meinem eigentlichen Gegenstand näher mit der Frage: Wie ist es zu halten bei klassischen Werken der Spekulation? Soll man die erste Ausgabe, wie sie als Ein Guß aus dem Geist des Verfassers entsprungen ist, als den eigent-

lichen, unveränderlichen Text des Werkes behandeln, oder soll man diesen Text als antiquirt betrachten durch spätere Aenderungen und Umarbeitungen des Verfassers und somit die letzte von ihm selbst besorgte Ausgabe als den besten und vollkommensten Text fortpflanzen? Die Frage wird sich kaum durch eine ausnahmslos gültige Regel entscheiden lassen. Denn gesetzt ein bedeutender Geist wäre im höchsten Alter stumpf geworden und hätte in solchem Zustand das Werk seiner eigenen besseren Jahre entstellt und verdorben, sollte sich die Nachwelt durch diese Entstellungen und Verstümmelungen für gebunden erachten? Wohl gewiß nicht. Aber ebenso natürlich und billig erscheint es, wenn der Philosoph, so lange er bei vollen und gesunden Kräften ist, das Recht in Anspruch nimmt, die bessernde Hand an die Entwicklung seiner eigenen Gedanken zu legen. Findet er sich mißverstanden, so wird er doch wohl selbst der berufenste Erklärer seiner eigenen Ausdrücke sein. Sieht er, daß man eine gewisse Art der Darstellung anders versteht als er selbst, so wird er doch die Freiheit haben, diese Darstellung durch eine andere zu ersetzen, mit der er seine Absicht besser zu erreichen hofft. Ja hätte er auch in dem einen oder anderen Punkt seine frühere Ansicht wirklich berichtigt, wäre man nicht verpflichtet, diese berichtigte Ansicht auf die Nachwelt fortzupflanzen, nicht aber die frühere, von dem Verfasser selbst für irrig erklärte? Kurz, soll der Philosoph bei fortgeschrittener Forschung nicht das Recht haben, zu erklären: So und nicht anders will ich mein eigenes Werk als das Ergebnis meiner Arbeit der Nachwelt über-

liefern? Ich glaube, man wird dem Philosophen dies Recht nicht streitig machen können.

Ob nun bei einem umgearbeiteten spekulativen Werke dieser zuletzt erwähnte Fall vorliegt oder der zuerst besprochene einer bloßen Verunstaltung, dies zu entscheiden wird die wesentlichste Schwierigkeit bei der Feststellung philosophischer Texte sein. Die Schwierigkeit wird aber noch erhöht durch einen weiteren Umstand. Die Bedeutung eines philosophischen Werkes bemißt sich nämlich nicht bloß nach seinem inneren Werth, sondern auch nach der geschichtlichen Wirkung, die es gehabt hat. Es kann daher bei einem spekulativen Werk die Frage aufgeworfen werden: Hat der Verfasser sein Buch nicht in solchem Maß umgearbeitet, daß die spätere Ausgabe für ein völlig neues Werk gelten muß? Und hat nun die erste Ausgabe, nicht aber die spätere geschichtlich Epoche gemacht, verlangt man dann nicht eben das Werk, das Epoche gemacht hat, das heißt die erste Ausgabe zu besitzen?

Wenden wir alle diese Fragen auf eins der berühmtesten philosophischen Werke der deutschen Literatur, nämlich auf Kant's Kritik der reinen Vernunft an, so sehen wir, daß der neue Herausgeber dieses durchschlagenden Werkes in allen jenen Punkten nach der einen oder der anderen Seite hin sich eine feste Meinung gebildet haben muß.

Kant gab dies bedeutendste Werk seines Lebens im Jahr 1781 heraus. Sechs Jahre darauf, im Jahr 1787, ließ er eine zweite Auflage erscheinen, und diese zweite

Auflage war nicht nur in einzelnen kleineren Punkten verändert, sondern sie war in einigen umfangreichen Partieen vollkommen umgearbeitet. Sehr bedeutende Stücke waren neu hinzugekommen, z. B. die eingehende Vorrede S. VII bis XLIV *), die Kritik Locke's und Hume's S. 127 bis 129, die Widerlegung des Idealismus S. 274 bis 279. Andere Abschnitte sind völlig umgearbeitet, z. B. der Deduction der reinen Verstandesbegriffe zweiter Abschnitt S. 129—169. Endlich sind bedeutende Theile der ersten Auflage in der zweiten weggelassen, so namentlich die ganze Entwicklung der psychologischen Paralogismen, die in dem durch Rosenkranz besorgten Abdruck der 1. Ausgabe S. 280—322 füllt. Man sieht also leicht, daß hier bei einer neuen Ausgabe des Werkes entschieden werden muß, welchem Text man folgen will. Die neueren Herausgeber von Kant's Werken haben diese Frage auch sehr wohl erwogen, aber in entgegengesetzter Weise beantwortet. Rosenkranz, der Schüler Hegel's, legt in seiner Ausgabe (Leipzig, Voß, 1838) den Text der 1. Auflage zu Grunde, während Herbart's Schüler Hartenstein in der seinigen (Leipzig, Modes und Baumann, 1838) die 2. Auflage wiedergibt. Beide Herausgeber haben sich übrigens um ein gründliches Studium des Werkes dadurch sehr verdient gemacht, daß sie die Abweichungen beider Ausgaben in den Noten und Anhängen zu klarer Anschauung bringen. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß eine Ausgabe von

*) Ich citire nach der 4. Auflage. Riga 1794.

Kant's Werken all diese verschiedenen Fassungen enthalten muß. Die Entscheidung aber, welche Ausgabe als klassischer Text zu Grunde gelegt werden soll, wird gerade bei unserem Werk durch einen eigenthümlichen Umstand in der Schwebe gehalten, so daß man sich für die erste oder die zweite Ausgabe entscheiden kann, je nach dem verschiedenen Gesichtspunkt, den man einnimmt. Hätten freilich die Gegner der 2. Ausgabe in ihren erbitterten Anklagen gegen den großen Philosophen Recht, so wäre die Sache leicht abgemacht. Man könnte dann in philosophischer Hinsicht die Abänderungen der 2. Ausgabe ganz bei Seite lassen, da sie nur in Bezug auf den persönlichen Charakter oder vielmehr die persönliche Charakterlosigkeit des Philosophen in einigen Betracht kämen. So einfach aber ist die Sache nicht. Um den Werth der 2. Ausgabe zu bestimmen, werden vielmehr folgende zwei Fragen erst noch einer gründlicheren Erörterung zu unterziehen sein: Erstens: War Kant in den Jahren, die zwischen der 1. und 2. Ausgabe liegen (1781—1787) noch im vollen Besitz seiner geistigen und moralischen Kräfte, so daß ihm niemand das Recht, ja die Pflicht absprechen kann, seine eigenen Ansichten fortschreitend zu vervollkommnen und zu berichtigen? Und zweitens: In welcher Fassung hat das Werk am mächtigsten in die Bewegung der Geister eingegriffen, in der früheren oder in der späteren? Mit anderen Worten: Wo haben wir die reifste und wirksamste Fassung der Kant'schen Philosophie zu suchen? In den Sätzen, in denen die 1. Ausgabe (scheinbar oder wirklich) von der 2. abweicht?

Oder in den Erörterungen, die Kant in der 2. Ausgabe an deren Stelle gesetzt hat? Daß dies der entscheidende Punkt ist, haben die Vertheidiger beider Ausgaben recht wohl eingesehen. Hartenstein, der in seiner Ausgabe von Kant's Werken (Bd. II) die 2. Auflage vorzieht, sagt darüber: „Daß nun hiebei nicht die erste, sondern die zweite Ausgabe zu Grunde gelegt wurde, geschah deshalb, weil dieser Text aus der letzten Bearbeitung Kant's hervorgegangen ist, also diejenige Gestalt des Werkes enthält, in welcher er selbst es der Zukunft übergeben wissen wollte, und überdies der allgemein bekannte, in der Blüthezeit der Kant'schen Philosophie bis herab auf unsere Zeit durchgängig benutzte ist"*).

Hätte man sich nun von der anderen Seite damit begnügt, dieser Argumentation nur die größere Frische und Zusammenstimmung der ersten Ausgabe gegenüberzustellen, so würde man in mancher Hinsicht ganz Recht gehabt haben. Und hätte man dazu noch die anderen, später zu besprechenden Argumente zu Hülfe genommen, so würde man sein Verfahren hinlänglich gerechtfertigt haben. Das aber hätte man freilich mit alle dem nicht bewiesen, was man beweisen wollte, daß nämlich nicht in der zweiten, sondern in der ersten Ausgabe die reifste Darstellung von Kant's Philosophemen zu finden sei. Man fühlte wohl, daß hiezu der Nachweis erfordert werde, daß Kant in den Jahren 1781 bis 1787 durch eintretende Altersschwäche oder gar aus

*) Kant's Werke, Hartenstein's Ausgabe Bd. I, S. XXIV.

unlauteren Motiven sein eigenes Werk zerstört und sich dadurch des Rechtes beraubt habe, zu erklären: Das sind meine Gedanken und so sollen sie auf die Nachwelt kommen.

Diesen Nachweis zu liefern übernimmt in der Rosenkranz'schen Ausgabe von Kant's Werken (Bd. II, S. XI—XIV) Arthur Schopenhauer. Was daselbst über die Widersprüche gesagt wird, die sich in der zweiten Ausgabe finden, ist zum Theil ganz richtig. Es fragt sich nur, ob diese Widersprüche in der ersten Ausgabe wirklich fehlen, ob sie nicht vielmehr auch dort schon gegeben, nur noch nicht so klar herausgebildet sind, und vor allen Dingen fragt sich's, ob diese Widersprüche nicht zum Wesen der Kantischen Philosophie gehören. Aber das Alles geht uns hier nichts an. Wir haben nur zu untersuchen, wie Schopenhauer nicht etwa dem Kopf, sondern dem Charakter Kant's den Prozeß macht. Das Einfachste und was man in solchem Falle erwartet, wäre natürlich gewesen, den Beweis zu führen, daß Kant in den Jahren 1781 — 1787 durch das zunehmende Alter die nöthige Schärfe des Denkens verloren habe, um seine eigene frühere Arbeit richtig zu beurtheilen. Eine solche Beweisführung zu unternehmen, hatte man aber doch nicht den Muth. Denn Kant war in jenen Jahren von Geistesstumpfheit so weit entfernt, daß er vielmehr eins seiner scharfsinnigsten und geistvollsten Werke, die Kritik der Urtheilskraft, erst nach der Umarbeitung der Kritik der reinen Vernunft

geschrieben hat*). Weil nun auf diesem Wege schlechterdings nichts auszurichten war, so macht Schopenhauer den Versuch, zu beweisen, Kant habe jene Aenderungen aus unsittlichen Motiven wider besseres Wissen und Gewissen vorgenommen. Diese Motive wären nach Schopenhauer erstens eitele Originalitätssucht und zweitens unwürdige Menschenfurcht gewesen. „Man hatte ihm vorgeworfen", sagt Schopenhauer, „seine Lehre wäre nur aufgefrischter Berkeley'scher Idealismus. Hierdurch sah er mit Schrecken die jedem Gründer eines Systems so unschätzbare und unerläßliche Originalität gefährdet (s. Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik S. 70, 202 fg.)." Das würde also Kant nicht erst im Jahre 1787, sondern schon im Jahr 1782, das heißt fast unmittelbar nach dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft treffen. Denn schon unter dem 21. Dezember 1782 schreibt Hamann an Hartknoch: „Auf Kant's Prologomena warte ich

*) Daß Kant die Grundgedanken dieses Werkes theilweise schon seit Jahren in sich ausgebildet hatte, versteht sich von selbst. Daß er aber die „Kritik der Urtheilskraft" selbst erst nach Vollendung der zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft begann, ergibt sich u. A. aus einem Brief an Schütz in Jena vom 25. Jan. (Jun.? s. u.) 1787, wo Kant schreibt: „Herder's Ideen, dritten Theil, zu recensiren, wird wohl ein Anderer übernehmen —; denn mir gebricht die Zeit dazu, weil ich alsbald zur Grundlage der Kritik des Geschmacks gehen muß." Kant's Werke, Ausg. von Schubert und Rosenkranz 11, a, 80.

mit Ungeduld"**). Auf diese Art bekommen wir also von Kant's Charakter etwa folgendes Bild: Im Jahr 1781 veröffentlicht er die Kritik der reinen Vernunft und trägt hier die Ergebnisse langjährigen Forschens im Ton der treuesten Wahrheitsliebe und der innigsten sittlichen Ueberzeugung vor. Kaum aber erklärt ein oberflächlicher Recensent diese Ergebnisse für nichts als aufgewärmten Berkeley'schen Idealismus, so springt Kant von diesen seinen Ueberzeugungen, obwohl er sie noch immer hegt, ab und trägt etwas Neues vor, und das Alles, bloß um originell zu sein. Wie wenig dieser Zug kleinlicher, nach raschem Effekt haschender Eitelkeit im Wesen Kant's lag, wird der unparteiische Leser schon aus dem Einen Umstand entnehmen, daß Kant mit der Herausgabe seines großen Werkes bis in sein siebenundfünfzigstes Lebensjahr gewartet hat. Diese Befriedigung der oberflächlichsten Eitelkeit soll aber auch nicht das einzige unlautere Motiv gewesen sein, durch das sich Kant bestimmen ließ, seine Ueberzeugungen zu verläugnen. Das zweite Motiv war Menschenfurcht, einmal die verzeihlichere, nicht gern für einen paradoxen Narren zu gelten, dann aber auch die schmählichere, die bei dem in Preußen eingetretenen Thronwechsel den Mantel nach dem Winde hängt. Wer je von dem Eindruck gehört hat, den Kant nicht nur durch sein scharfes und tiefes Denken, sondern eben so sehr durch die strenge Rechtschaffenheit seines Charakters auf seine Zeit-

---

**) Hamann, Werke, Bd. 6 S. 305.

genossen gemacht hat, der wundert sich gewiß nicht wenig über diese Entdeckungen.

Was nun zuerst die angebliche Furcht Kant's, für paradox zu gelten, betrifft, so hat er bekanntlich nicht nur in den Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik und in allen späteren Ausgaben der Kritik der reinen Vernunft, sondern auch in allen seinen anderen Schriften gerade das unverbrüchlich festgehalten, was dem gewöhnlichen Sinn am allerparadoxesten erscheint, nämlich die Idealität von Raum und Zeit. Auch will sich's übel reimen, daß Herr Schopenhauer den großen Philosophen einmal bis zu völliger Gewissenlosigkeit originalsüchtig und das anderemal so kopfscheu vor dem Schein des Paradoxen macht.

Aber das Alles ist noch nicht so schlimm als der letzte Erklärungsgrund des Herrn Schopenhauer. „Zugleich", sagt er, „hatte andererseits sein Umstoßen geheiligter Lehren des alten Dogmatismus*), namentlich der rationalen Psychologie, Aergerniß gegeben. Dazu kam von außen, daß der große König, der Freund des Lichts und Beschützer der Wahrheit, eben gestorben war. Durch dies Alles ließ Kant sich intimidiren und hatte die Schwäche zu thun, was seiner nicht würdig war." Und so seien die Aenderungen entstanden, durch welche sich die zweite Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft von der ersten unterscheidet. Das mag mancher auf den ersten Blick für recht wahr-

*) Vom philosophischen Dogmatismus ist die Rede, nicht etwa von der theologischen Dogmatik.

scheinlich halten. Friedrich der Große war im Jahr 1786 gestorben. Sein Nachfolger und dessen Minister Wöllner begannen damit, die Zügel der christlichen Orthodoxie wieder straffer zu ziehen. Kant hatte in der Kritik der reinen Vernunft durch „sein Umstoßen geheiligter Lehren des alten Dogmatismus — Aergerniß gegeben." Was ist da natürlicher, als daß die neuen Machthaber sich vor Allem gegen Kant und seine Philosophie wendeten? Ja, daß sie dies thaten, ist nicht etwa eine bloße Hypothese; es ist vielmehr bekannt, daß eben der Herrscher, von dem hier die Rede ist, eine strenge Cabinetsordre gegen Kant hat ausgehen lassen. Ist es unter solchen Umständen nicht sehr wahrscheinlich, daß Kant so vieler Anfeindung gegenüber die Segel eingezogen und das Anstößigste aus seiner Kritik der reinen Vernunft entfernt habe?

Dennoch löst sich diese ganze Argumentation in Dunst auf, sobald wir die Thatsachen selbst etwas näher in's Auge fassen. Und zwar kommt uns hier eine Wissenschaft zu Hülfe, deren Aussprüche nicht mit sich handeln lassen, nämlich die Chronologie. Suchen wir also zuvörderst etwas genauer festzustellen, in welchem Verhältniß sich der angeblich eingeschüchterte Kant damals, als er die zweite Auflage der Kritik der reinen Vernunft ausarbeitete, dem preußischen Hofe gegenüber befand.

Friedrich der Große starb am 17. August 1786. Die zweite Ausgabe von Kant's Kritik der reinen Vernunft ist abgeschlossen „im Aprilmonat 1787"*), laut Un-

*) Der Abschluß der 2. Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft

terschrift der Vorrede. Wollen wir also auch annehmen, daß Kant jene wesentlichen Aenderungen seines Werks wirklich erst nach Friedrich's des Großen Tod begonnen und in den ersten sieben Monaten der nachfolgenden Regierung vollendet habe, so kommt natürlich Alles auf die Frage an: Wie hat Kant in dieser Zeit (August 1786 bis April 1787) zur preußischen Regierung gestanden? Wie äußerten sich die damaligen preußischen Machthaber über Kant's bisherige Wirksamkeit? Darüber besitzen wir nun glücklicher Weise aktenmäßige Aufschlüsse, die jene

---

würde sogar noch um mehrere Monate früher fallen, wenn ein Brief Kant's an Professor Schütz in Jena (Werke, Ausg. v. Schubert u. Rosenkranz 11, a, 80; Hartenstein's Ausg. 10, 499) richtig datirt wäre. Denn dort schreibt Kant angeblich unter dem „25. Jan. 1787" an Schütz: „Ein Exemplar von der zweiten Auflage meiner Kritik wird Ihnen, — Herr Grunert aus Halle hoffentlich überschickt haben" Die Auskunft, daß die „im Aprilmonat 1787" unterzeichnete Vorrede erst später nachgeliefert und deshalb in dem für Schütz bestimmten Exemplar, von welchem Kant unter dem „25. Jan. 1787" redet, noch nicht enthalten gewesen sei, wird dadurch abgeschnitten, daß Kant in eben demselben Brief einen Schreibfehler gerade in der fraglichen Vorrede zu verbessern bittet. Es wird also kaum etwas Anderes übrig bleiben als die Annahme, daß die Veröffentlicher des Briefes (der jüngere Schütz im Leben seines Vaters Bd. II, S. 208, und die oben genannten Herausgeber von Kant's Werken) das Datum des Briefes unrichtig angeben. Es dürfte vielleicht statt „25. Jan." zu lesen sein „25. Jun."

moralisch psychologischen Erklärungen Schopenhauer's in ihr wahres Licht setzen.

Im September 1786 ließ der neue König, Friedrich Wilhelm II., sich zu Königsberg huldigen. Kant, der gerade Rektor war, hatte die Huldigungsanrede von Seiten der Universität zu halten und wurde vom König auf die gnädigste Weise empfangen und von dessen Minister Hertzberg auf jede Art ausgezeichnet*). Vielleicht ist man geneigt, das persönliche Benehmen des Königs für eine gehaltlose Caerimonie zu halten, die man um so weniger in Anschlag bringen dürfe, als damals noch Kant's vertrauter Freund und Gönner, der Freiherr von Zedlitz, das geistliche Departement verwaltete und mithin der König über das Gefährliche der Kantischen Philosophie noch nicht gehörig aufgeklärt sein mochte. Aber wie standen die Dinge, als Zedlitz zurücktrat und durch Wöllner ersetzt wurde? Hier ist nun erstens zu bemerken, daß dies Ereignis erst am 3. Juli 1788 eintrat, also mehr als ein volles Jahr nach dem Erscheinen der zweiten Auflage von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zweitens aber, daß auch Wöllner in den ersten Jahren seines Regiments durchaus

*) Fr. Wilh. Schubert, Kant's Biographie (Kant's Werke, Ausg. von Rosenkranz und Schubert Bd. XI, Abth. 2) S. 71. Hamann an Jacobi den 24. Sept. 1786 in Fr. H. Jacobi's Werken IV, 3, 282. Das war also Alles vor dem Erscheinen der 2. Ausgabe, als nur noch die angeblich von oben her angefeindete erste vorlag.

nicht feindselig gegen Kant und dessen Philosophie gesinnt war. Den reellsten Beweis, wie sie über Kant dachten, gaben Wöllner und sein Monarch noch unter dem 3. März 1789 dadurch, daß sie ihm eine namhafte Gehaltszulage bewilligten und diese Zulage mit einem höchst anerkennenden Schreiben begleiteten. „Schon lange", heißt es hier unter anderem, „haben wir den Fleiß und die Uneigennützigkeit des so geschickten und rechtschaffenen Mannes, des Professoris Philosophiae Kant, der, ohne irgend eine Zulage von Verbesserung zu verlangen, mit unermüdetem Eifer zum Besten der dortigen Universität arbeitet, mit wahrer Zufriedenheit bemerkt" *). Gezeichnet ist das Reskript: „Berlin, den 3. März 1789. Auf Special-Befehl. v. Wöllner." Ja noch zwei Jahre später, im Jahr 1791, eröffnete Kant's Schüler Kiesewetter zu Berlin Vorlesungen über Kantische Philosophie, wie er selbst in einem Briefe an Kant sagt, unter dem besonderen Schutze des Ministers Wöllner **). Und als nun in den folgenden Jahren das Verhältnis sich trübte, da handelte sich's in der That um total andere Dinge, als bei den Aenderungen, die Kant an seiner Kritik der reinen Vernunft vorgenommen hat. Man braucht das berühmt gewordene Reskript, das Wöllner unter dem 1. Oktober 1794 an Kant ausfertigte ***), nur zu lesen, um sich zu über-

*) Schubert a. a. O. S. 72.

**) Ebend. S. 116.

***) Veröffentlicht durch Kant selbst im „Streit der Facultäten"

zeugen, daß hier von Kant's Bekämpfung des philosophischen Dogmatismus gar keine Rede ist. Vielmehr spricht das Reskript von „Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums", und diese findet es in Kant's „Religion innerhalb den Gränzen der bloßen Vernunft, desgleichen in anderen kleineren Abhandlungen". Es ist auch in der That eine ganz verkehrte Vorstellung, wenn man sich die Richtung, die Wöllner vertrat, als besonders eng verbrüdert denkt mit dem philosophischen Dogmatismus. Im Gegentheil wird sie sich zum mindesten eben so gut mit einem maßvollen Kriticismus verständigen, und Wöllner's anfängliche Zuneigung zu Kant's Philosophie ist deshalb recht wohl erklärlich.

Nach dieser Darstellung der wahren Sachlage zerfallen die moralischen Erklärungsgründe*), durch die man das

---

1798. In Tieftrunk's Ausgabe von Kant's Vermischten Schriften Bd. 3, S. 463.

*) Ich brauche wohl kaum erst zu bemerken, daß mit dieser Rechtfertigung von Kant's Charakter gegen unwürdige Vorwürfe nicht zugleich die Vertheidigung von Kant's gesammter Philosophie übernommen wird. Man kann den Scharfsinn bewundern, mit dem der große Denker in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" die Dogmen des Christenthums im Sinne seiner Philosophie umdeutet. Hiemit aber die wirkliche Tiefe des Christenthums zu erschöpfen, davon ist Kant's Religionsphilosophie so weit entfernt, wie seine dürftige Rechtslehre keine Ahnung hat von der Fülle des geschichtlichen deutschen Volkslebens.

Gewicht der von Kant vorgenommenen Aenderungen beseitigen möchte, in nichts. Es bleibt demnach dabei: Wer Kant's Kritik der reinen Vernunft in der Gestalt lesen will, die der Verfasser selbst auf dem Höhepunkt seiner Forschung (1787 — 1793) anerkannt hat, der muß sich, trotz allen nicht wegzuläugnenden Uebelständen, an die zweite Ausgabe halten.

Fragt man nun aber weiter, welche der beiden Ausgaben am großartigsten in die Entwicklung der Geister eingegriffen hat, so wird auch hier die Entscheidung für die zweite ausfallen. Man kann die Wirkung eines Buchs nach ihrer Tiefe und ihrer Breite bemessen. Ihre Tiefe liegt in dem Einfluß, den das Buch auf die begabtesten Geister übt; ihre Breite in der Zahl seiner Leser. Nun muß man zwar in beiden Rücksichten auch die Wirkung, welche die erste Ausgabe von Kant's Kritik der reinen Vernunft gehabt hat, sehr hoch anschlagen. Ich erinnere nur an Fr. H. Jacobi, der bis in sein spätes Alter eine Vorliebe für die erste Ausgabe behielt*), und an J. G. Hamann, dessen tiefsinnige Einwürfe sich an dieselbe Ausgabe anknüpften**). Daß aber dennoch nicht nur die

*) Fr. H. Jacobi, Werke II (1815) S. 291.

**) Hamann's Recension der Kritik der reinen Vernunft 1781 (Werke VI, 45). Dessen Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft (Werke VII, 1), vor dem 24. Januar 1784 geschrieben (s. Hamann's Brief an Herder von diesem Datum, Hamann's Werke VI, 370), obwohl erst nach Hamann's Tode gedruckt.

breiteste, sondern auch die tiefste Wirkung des Buches erst nach dem Erscheinen der zweiten Ausgabe beginnt, läßt sich geschichtlich darthun. Die bedeutendsten Denker Deutschlands, die seit dem Erscheinen von Kant's Kritik der reinen Vernunft aufgetreten sind, haben sich am Studium dieses Werkes gebildet. Nun ergibt sich aber bei einem Theil von ihnen, wie bei Schelling (geboren 1775), Hegel (geboren 1770), Herbart (geboren 1776), schon aus ihrem Lebensalter, daß ihr Studium Kant's erst nach dem Jahr 1787 fallen kann, und bei den beiden größten unter Kant's älteren Schülern läßt sich dieselbe Thatsache ausdrücklich beweisen. J. G. Fichte (geb. 1762) wendet sich erst im Jahr 1790 dem Studium der Kantischen Philosophie zu*), und Friedrich Schiller wehrt sich noch bis zum Jahr 1787 gegen die Zumuthung, Kant zu studieren, bis ihn Reinhold „zum Proselyten macht" **). Und erst im Jahr 1791 beginnt Schiller sein eingehendes und energisches Studium von Kant's größeren Werken***). Dafür daß die Kantische Philosophie erst nach dem Jahre 1787 ihre größte Ausbreitung erhielt, bedarf es keiner besonderen Belege. Wie sehr aber schon die Zeitgenossen Kant's von dem Gefühl durchdrun-

---

*) S. dessen Brief vom 5. September 1790 in J. G. Fichte's Leben und lit. Briefwechsel von dessen Sohn Thl. I, S. 109 und 113.

**) Schiller's Briefwechsel mit Körner I, 175.

***) Ebend. 2, 235; 2, 289.

gen waren, daß nicht das Jahr 1781, sondern das Jahr 1787 den Anfang seiner durchgreifenden Wirkung bilde, ersehen wir aus einem Zeugnis Herder's. Im Vorwort zu seiner Metakritik, die er im Jahre 1799 herausgab, sagt dieser: „The charm's wound up. Zwölf Jahre (das heißt also seit 1787) hat die kritische Philosophie ihre Rolle gespielt, und wir sehen ihre Früchte"*).

So wird also nach den beiden von uns aufgestellten Bestimmungsgründen der Text von 1787 in der Vorhand sein vor dem von 1781. Wenn wir nun nichtsdestoweniger unsre Erörterung mit der Bemerkung begannen, daß sich unter einem anderen Gesichtspunkt auch die Zugrundelegung der ersten Ausgabe rechtfertigen lasse, so kommt dies daher: Man kann die Schriften Kant's auch betrachten als bloße historische Dokumente für die Entwicklungsgeschichte des Philosophen. In einer solchen Reihe von Dokumenten bezeichnet dann die erste Ausgabe den Standpunkt des Philosophen im Jahre 1781; die zweite, insofern sie manche Ansichten modifizirt oder doch den Nachdruck auf eine andere Seite legt, seinen Standpunkt im Jahre 1787. Als historische Dokumente betrachtet ordnet man aber die Schriften

---

*) Thl. I, S. XVIII der Ausg. Frankf. u. Leipz. 1799. Das brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß ich diese Wirkung nicht etwa den Varianten der 2. Ausgabe zuschreibe, sondern nur die geschichtliche Thatsache feststellen will, daß die größten Wirkungen der Kantischen Philosophie erst um das Jahr 1787 begannen.

am besten nach der Zeitfolge, und somit gehört dann die erste Ausgabe vor die Varianten der zweiten. Freilich sollten dann streng genommen die Abänderungen der Kritik der reinen Vernunft erst hinter den Schriften folgen, die Kant in den Jahren 1782—86 geschrieben hat, und so wenig sich eine solche Anordnung für die praktische Ausführung eignen würde, so ist es doch ganz gut, sich einmal die Abänderungen der zweiten Auflage als ein selbständiges Werk aus dem Jahre 1787 zu denken. Sie kommen dann, abgesehen von manchen kleineren Schriften, in der Reihe der Kantischen Werke so zu stehen*):

1781 Kritik der reinen Vernunft, 1. Ausg.
1783 Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik rc.
1785 Grundlegung zur Metaphysik der Sitten.
1786 Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft.

*) Vgl. Hall. Allg. L.-Z. 1840, März, Sp. 404. Kant's Werke, Hartenstein's Ausg. Bd. X, S. 600 fg. Kant's Werke, Ausg. von Rosenkranz u. Schubert, Bd. 11, 2, 213 fg. Ich übergehe unter den kleineren Schriften Kant's absichtlich auch die Abhandlung: „Was heißt sich im Denken orientiren?" 1786 (Kant's Verm. Schriften, Tieftrunk's Ausg. Bd. 3, Halle 1799, S. 61 fg.) und die Streitschrift gegen Eberhard 1790 (Kant's Werke, Rosenkranz Ausg. I, 399 fg.), weil mir's hier nur darauf ankommt, recht deutlich vor Augen zu legen, wie die zweite Ausg. der Kritik der reinen Vernunft chronologisch in der Mitte steht zwischen der ersten Ausg. und der Kritik der Urtheilskraft.

1787 Kritik der reinen Vernunft, 2. Ausg.
1788 Kritik der praktischen Vernunft.
1790 Kritik der Urtheilskraft.

Schon der Blick auf diese Reihenfolge der Kantischen Schriften wird dem, der sich ihres Inhalts erinnert, genügen, um den Abänderungen in der Kritik der reinen Vernunft ihren gebührenden Platz in der Entwicklung des Kantischen Geistes anzuweisen. Da nun aber eine solche streng chronologische Anordnung der Kantischen Schriften nicht wohl auszuführen ist, so mag man immerhin aus dem historischen Gesichtspunkt auch das Verfahren gelten lassen, das zuerst den Text der ersten Ausgabe gibt und dann die Abweichungen der zweiten als Anhänge hinzufügt. Nur hüte man sich bei dem Gebrauch einer solchen Ausgabe, die Anhänge nicht als minder wichtiges Beiwerk zu behandeln. Vielmehr wird man seine Aufmerksamkeit gerade ganz besonders auf diese Abänderungen zu richten haben, um zu ergründen, was den scharfsinnigen Philosophen bestimmt hat, seine früheren Sätze mit den späteren zu vertauschen.

Anmerkungen.

---

1) Vgl. A. Boeckhii orationes, Lips. 1858, p. 105, und die Einleitung zum Corpus inscriptionum.

2) Auf der von Wolf und Böckh gelegten Grundlage stehen auch, wenn gleich in theilweise eigenthümlicher Ausführung, Bernhardy's Grundlinien zur Encyklop. der Philologie.

3) Zwei Dinge wenigstens wird man nicht in Abrede stellen: Erstens, daß der wissenschaftliche Betrieb der übrigen Disciplinen eine gründliche Kenntnis der beiden Sprachen und Literaturen als unerläßliche Bedingung voraussetzt; und zweitens, daß jedenfalls für die künftigen Lehrer an den Gymnasien die sichere und genaue Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache und die richtige Behandlung der klassischen Schriftsteller die Hauptsache sind. Natürlich aber ist dies Letztere ohne Kenntnis des ganzen antiken Lebens nicht zu erreichen.

4) Einige an sich keineswegs unwichtige Nebengruppen, wie auf germanischem Gebiet die niederländische, auf romanischem die rumänische, können wir in dieser kurzen Skizze der deutschen Philologie nur beiläufig berühren. Eine Darstellung der germanisch-romanischen Philologie hat natürlich auch ihnen gerecht zu werden.

5) Natürlich ist damit nicht gesagt, daß sich nicht der Angehörige des einen Volkes eindringend auch mit der Sprache und Literatur des anderen beschäftigen könne. Ich brauche auf germanischem Gebiet nur an Grimm's Gramm. zu erinnern, auf romanischem an Diez.

6) Es ist ein völliges Mißverständnis, wenn man glaubt, Grimm wolle prinzipiell und für immer die Darstellung der skandinavischen Mythologie und die der deutschen trennen. Vielmehr ist gerade der Nachweis der nahen Verwandtschaft und ursprünglichen Einheit beider Mythologien eins der wichtigsten Ergebnisse Grimm's. Auch darin hat man sehr Unrecht, wenn man es als einen Tadel ausspricht, daß Grimm die skandinavische Mythologie vorläufig von seinem grundlegenden Meisterwerk ausgeschlossen hat. Wo die skandinavische Mythologie zur Begründung der deutschen nöthig ist, hat er sie keineswegs außer Acht gelassen. Daß er aber ihre selbständige und ausführliche Darstellung vorläufig von seinem Werke ausgeschlossen hat, das ist demselben in doppelter Weise zu gute gekommen. Erstens weil dadurch die Mythologie der anderen germanischen Völker, auch in ihrem Unterschied von der skandinavischen, um so ungetrübter zu ihrem Rechte gekommen ist, und zweitens weil dadurch Raum gewonnen worden ist für den Staunen erregenden Reichthum von Grimm's neuen Entdeckungen.

7) C. Sachs in seinem „Vorschlag zu einer Encyklopädie der modernen Philologie" (in Herrig's Archiv 1858, Bd. 23 S. 1 fg.) hat es auf einen ganz anderen, viel enger begränzten praktischen Zweck abgesehen, wie sich neben vielem anderen schon aus der Ausschließung des Italienischen und Spanischen (S. 4 fg.) ergibt.

8) Selbst wenn man, was vieles für sich hätte, eine zwiefache Lehrstelle für deutsche Philologie gründen wollte, die eine für

die ältere, die andere für die neuere, würde man dennoch von jedem der beiden Vertreter eine gewisse Kenntnis der ihm nicht speziell zugewiesenen Hälfte verlangen müssen.

9) Sollte jemand der Ansicht sein, daß der gegenwärtige Stand der Berufswissenschaften nicht erlaube, deren Studium mit dem Studium philosophischer Disciplinen in denselben Jahren zu betreiben, so würde daraus keineswegs folgen, daß die allgemeine Bildung mit dem Gymnasium abzuschließen sei. Die Trennung der allgemein bildenden Studien von den Fachstudien würde vielmehr zu einer solchen Einrichtung der philosophischen Universitätsstudien führen, nach welcher denselben eine gewisse Zeit zwischen dem Abgang vom Gymnasium und dem Beginn des besonderen Berufsstudiums ausschließlich eingeräumt wird.

10) Es ist eine der wichtigsten Aufgaben des Gymnasiums, seine Schüler zur Richtigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der deutschen Sprache und zu Ordnung und Geschmack im Ausdruck ihrer Gedanken anzuleiten. Aber über die Art und Weise, wie dies geschehen soll, sind die Ansichten sehr verschieden; insbesondere gehen sie weit auseinander in Bezug auf die deutschen Ausarbeitungen der Schüler. Ein sehr angesehener Philolog und Pädagog, Friedrich Thiersch, erklärt „die sogenannten freien oder eigenen deutschen Aufsätze" der Gymnasiasten für eine „fruchtlose Plage" und will die deutschen Ausarbeitungen streng auf bloße, an die gelesenen antiken Klassiker sich anschließende Reproduktionen beschränkt wissen. (Friedrich Thiersch, Ueber gelehrte Schulen, vierte Abtheilung, Stuttgart und Tübingen 1826, S. 362). Hegel, der berühmte Philosoph, in Schulsachen bekanntlich wohl erfahren, sprach sich gleichfalls dahin aus, daß die deutschen Arbeiten der Schüler nur in Reproduktionen dessen bestehen

sollten, was im Kreise des Gymnasialunterrichts vorgekommen. (Rosenkranz, Hegel's Leben S. 329).

Im Gegensatz dazu haben Andere bloß für die unteren Klassen die Reproduktion gelten lassen, für die oberen aber freie Produktionen der Schüler verlangt. Diese freien deutschen Produktionen erklären sie für das Ziel der ganzen Gymnasialbildung und fordern, daß jährlich eine große Anzahl solcher Arbeiten geliefert werde. In meiner Schrift über den Unterricht im Deutschen habe ich einen Mittelweg einzuschlagen versucht. Auch mir scheint für Jünglinge von siebzehn bis zwanzig Jahren, welche die Universität erst noch vor sich haben, die Reproduktion das Angemessenste. Ich lege deshalb ein großes Gewicht auf solche deutsche Arbeiten, die sich an die gelesenen griechischen und römischen Klassiker anschließen. Daneben aber verwerfe ich „wirklich freie Ausarbeitungen der Schüler über vernünftig gewählte Themata" nicht, wünsche sie aber auf eine mäßige Anzahl beschränkt. Ich kann mich dabei auf die Praxis angesehener Schulmänner berufen und verweise unter Anderen auf die treffenden Bemerkungen, die ein geachteter Württembergischer Pädagog, Hr. Rektor K. A. Schmid in Stuttgart, über diesen Gegenstand macht. (Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, Heft 4, S. 330—346). Der Kardinalpunkt der Frage liegt übrigens nicht darin, wie viele freie deutsche Ausarbeitungen des Jahrs gemacht werden sollen. Der Kardinalpunkt liegt vielmehr darin, in welchem Geist dieser ganze Unterrichtszweig betrieben wird, und dies hängt wieder davon ab, was man für die Bestimmung und die Aufgabe des Gymnasiums hält. Ich hatte mich in der oben angeführten Schrift dahin ausgesprochen, daß manche Gymnasien sich nicht genug vor dem Irrthum bewahrt haben, „als hätte das Gymnasium die formale Bildung seiner

Schüler abzuschließen". „Das Gymnasium", sage ich, „hat auch in formaler Hinsicht nicht vollendete Männer, sondern gut vorbereitete und lernbegierige Studenten zu bilden." Ein preußischer Gymnasiallehrer, Hr. Prof. Giesebrecht in Stettin, hat mir den Gefallen gethan, den angeführten Satz rundweg in Abrede zu stellen, und mir dadurch einen Beweis für die Richtigkeit meiner Anklage geliefert, wie ich ihn schlagender nicht hätte erwarten können. In der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen (X, 7, S. 529—538) habe ich mich über die Folgen ausgesprochen, die solche Ansichten für den Betrieb der Wissenschaft auf der Universität haben müssen.

Ist man damit einverstanden, daß das Gymnasium auf die Universität vorzubereiten habe, so wird man auch die Grenzen nicht überschreiten, in denen sich die Aufgaben, die es seinen Schülern stellt, zu halten haben. Innerhalb dieser Grenzen kann und soll ein möglichst freier Spielraum bleiben. Denn über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit mancher Themata werden die Ansichten immer getheilt sein, und selbst in Bezug auf die Zahl der jährlichen freien deutschen Aufsätze würde man am besten thun, sich mit der Festsetzung eines Minimum und eines Maximum zu begnügen und innerhalb dieser Grenzen jeden Lehrer oder doch jedes Lehrerkollegium seinen Ueberzeugungen folgen zu lassen.

11) Verbunden werden müßte das Studium der romanischen Sprachen, vorzugsweise des Französischen, und das des Englischen unter allen Umständen. Denn eine wissenschaftliche Behandlung der englischen Sprache sowohl als Literatur ist ohne Kenntnis des Französischen undenkbar, und ähnlich verhält es sich im umgekehrten Fall. Es würde deshalb von jedem Kandidaten eine gewisse Kenntnis beider Sprachen zu fordern sein.

Ob aber ein Kandidat sich für das Lehramt in beiden Sprachen prüfen lassen wollte oder nur in Einer derselben, das müßte ihm selbst anheimgestellt bleiben. Selbstverständlich würden die Forderungen in dem Fach, in welchem der Kandidat als Lehrer aufzutreten gedächte, weit höher zu stellen sein als in dem andern, das er nur als Hülfsstudium getrieben hätte.

12) Da wir in unserer Abhandlung zunächst nur von der deutschen und weiterhin von der germanisch-romanischen Philologie sprechen, so können wir auf die Frage nicht eingehen, welche bedeutende Wirkung die germanische Philologie dann weiter auf die Erforschung der anderen Sprachen und Völker hat. Wir wollen hier nur die große und reich begabte slawische Völkerfamilie nennen. Wie ein bedeutender Theil dieser Völker politisch mit dem deutschen Volke nah verbunden ist, so hat die eifrig und mit großem Erfolg gepflegte slawische Philologie von der germanischen tief greifende Anregungen erhalten.

13) Natürlich kommen hier nur die in Betracht, die mit der vollen Vorbereitung zu höheren Studien die Universität beziehen und dann die Vorlesungen derselben nur zu ihrer geistigen Ausbildung, nicht aber zu einer bestimmten Verwendung des Gelernten besuchen. Auch diese sehr wünschenswerthe Klasse fehlt unsern Universitäten nicht ganz. Wie gering aber ihre Zahl ist, verglichen mit denen, die sich für einen bestimmten Beruf vorbereiten, weiß jeder.

14) Bei dem, was ich hier über die englischen Universitäten sage, mußte ich mich meinem Zweck entsprechend auf die Punkte beschränken, welche die Stellung der englischen Universitäten im öffentlichen Leben am wesentlichsten von unseren deutschen Verhältnissen unterscheiden; und auch diese Punkte mußte ich in ihrer ganzen eigenthümlichen Schroffheit hinstellen, da mir ein genaueres Eingehen durch die nothwendige Kürze untersagt

war. Die englischen Universitäten haben in neuerer Zeit viele Anfeindungen zu bestehen gehabt und gewiß sind sie in mehr als einer Beziehung durchgreifender Reformen bedürftig. Aber daß sie in ihrem bisherigen Zustand nichts geleistet hätten, kann ihnen nur Unwissenheit oder Parteileidenschaft nachsagen. Ich sollte meinen, Universitäten, die Baco und Newton unter ihre Schüler zählen, hätten sich vor anderen nicht zu schämen. Und was für den ganzen Geist der englischen Universitäten noch mehr besagen will: Ein sehr bedeutender Theil der gründlichen Bildung, durch welche sich die höheren Klassen Englands auszeichnen, geht von den Universitäten aus. Daß ein großer Theil der englischen Studenten ein gewisses Mittelmaß nicht überschreitet, liegt dort wie überall in der Natur der Sache. Die besseren aber studieren ihren Thucydides und Aristophanes und „an accurate knowledge of the histories of Niebuhr and of Grote is usually to be found in the higher class of Oxford Students“ Reports from Commissioners 1852. Vol. XXII. Oxford University, p. 62. Daß auch in Cambridge trotz der großen Rolle, die dort die Mathematik spielt, die antiken Klassiker eifrig studiert werden, ergeben die dortigen Prüfungen. Vgl. Parl. Rep. 1852—53. Vol. XLIV. p. 22 ff., und Tiarks, Die Universität Cambridge, Heidelberg 1852, S. 17 ff. Beispielsweise will ich nur anführen, daß unter die Preisaufgaben, die jedes Jahr in Cambridge gestellt werden, auch eine gehört „for a translation from Skakspeare or some other of our early Dramatic writers, into Greek Jambic or Trochaic metre.“ Parl. Rep. 1852—53, Vol. XLIV, p. 24. Was uns Festländern am meisten in Verwunderung zu setzen pflegt, ist das Zurücktreten der Berufsfakultäten auf den beiden englischen Universitäten. Ursprünglich besitzen dieselben in wissenschaftlicher Hin-

sicht alle vier (gelegentlich auch fünf oder gar sechs) Fakultäten, aber diese bringen es nicht zu einer selbstständig gesonderten korporativen Existenz. Vgl. V. A. Huber, die englischen Universitäten. Bd. II. Cassel 1840, S. 208 fg. Daß die Fakultäten in wissenschaftlicher Hinsicht nicht gänzlich fehlen, erkennt man auch heute noch daraus, daß auf den englischen Universitäten nicht bloß philosophische, sondern auch theologische (Divinity), juristische (Civil Law) und medicinische Grade erworben werden. Aber nicht die Fakultät, die im korporativen Sinn nicht vorhanden ist, sondern die Universität ertheilt diese Grade. Vgl. Huber a. a. O. II., S. 209. Daß die Fakultäten sich nicht selbstständig entwickelten, sondern immermehr in den Hintergrund traten, erklärt man hauptsächlich aus dem Umsichgreifen der Colleges. Der tiefere Grund für beide, sich allerdings entsprechende Erscheinungen wird aber in der Entwickelung des ganzen englischen Staatslebens zu suchen sein. Hätte die englische Verfassung und Verwaltung einen ähnlichen Weg eingeschlagen wie die der deutschen Staaten, so würde man auch mit Nothwendigkeit auf eine Leitung und Ueberwachung der wissenschaftlichen Berufsbildung geführt worden sein; und dies wieder hätte den Berufsfakultäten eine ganz andere Stellung gegeben. Daß eine solche Ueberwachung in England nicht völlig fehlt, versteht sich von selbst. In welchem Maß sie aber zurücktritt, dafür will ich das Zeugnis eines Engländers anführen. At the present day one may be admitted to the bar without any previous preparation. He need not have read any book either of law or equity. There is no one to inquire whether he has or not.“ Letters on the present state of Legal Education by Henry Holmes Joy, Esq. Barrister-at-law. London 1847, p. 3. Wie dann bisweilen dies System weiterhin auch auf die Anstellung der

Richter schädlich fortwirkt, darüber vgl. ebend. p. 4 fg. Uebrigens hat man auch in der Einrichtung der Inns in den letzten Jahren wesentliche Verbesserungen angebahnt. Merkwürdig ist, wie bei dem fehlenden Gegensatz ausgebildeter weltlicher Berufsfakultäten sich auch die theologische nicht eigentlich von der philosophischen gesondert hat. Schon im letzten Jahrhundert des Mittelalters war „die akademische Corporation unter dem Namen einer artistischen eigentlich eine theologische" (Huber a. a. O. II., 223). Daraus erklären sich manche für uns auffallende Erscheinungen. So gehört unter die Gegenstände, in denen die große Masse der Studierenden, auch die künftigen Geistlichen, in Cambridge geprüft werden, die Hydrostatik (Tiarks a. a. O. S. 20. Parl. Rep. 1852—53, XLIV, 20). Dagegen ist „keiner gezwungen, Hebräisch zu lernen, und noch vor zwanzig Jahren gab es unter den Predigern der englischen Kirche äußerst wenige, welche auch nur die ersten Elemente gelernt hatten." (Tiarks S. 8). Andererseits werden auch die Nichttheologen in Biblischer Geschichte und Kirchengeschichte geprüft (Tiarks S. 7). Noch greller tritt uns diese Mischung in der strengeren und tiefer eingehenden Prüfung entgegen, welche die sogenannten Honor-men zu bestehen haben, um die üblichen Auszeichnungen des akademischen Lebens zu erwerben. Hier finden sich unter den Prüfungsgegenständen neben Hydrostatics and Optics „Paley and Ecclesiastical History;" neben Statics and Dynamics, Newton and Astronomy, Pure Mathematics auch „Acts and Epistles." (Tiarks S. 22 fg.) Trotz der unbestreitbaren Verdienste, die sich die englischen Universitäten auch in ihrem bisherigen Zustand um die höhere Bildung in England erworben haben, ist in neuerer Zeit doch das Gefühl rege geworden, daß sie mancher wesentlichen Reformen bedürfen, und es ist gewiß nicht zufällig, daß

diese Bestrebungen zusammentreffen mit der wachsenden Ueberzeugung, daß auch in der englischen Verwaltung und höheren Berufsbildung nicht alles so ist, wie es sein sollte. Die Partei, welche eine fundamentale Umgestaltung der englischen Universitäten fordert, beruft sich namentlich auf die deutschen Universitäten und deren Leistungen. Auf der anderen Seite heben die Anhänger des englischen Systems gerade die Schattenseiten des deutschen Universitätswesens hervor und rühmen die Vorzüge und Erfolge des englischen. Innerhalb der englischen Universitäten selbst steht Oxford mehr auf Seite des spezifisch Altenglischen, Cambridge mehr auf Seite der Reform. Aber dies ist nicht so zu verstehen, als wenn Oxford sich gegen jede Verbesserung sträubte, Cambridge das Ueberlieferte leichtsinnig über Bord würfe. Auch Oxford hat in den letzten Jahren mehrere wesentliche Verbesserungen eingeführt, und daß man in Cambridge den Werth des tüchtigen Alten zu schätzen weiß, ergibt sich aus den Parlamentsberichten und den lehrreichen Schriften Whewell's zur Genüge. Ich kann jedoch hier auf diesen Gegenstand nicht tiefer eingehen und bemerke nur noch, daß man die strengste Oxforder Ansicht scharf und einseitig, aber geistreich und charaktervoll vertreten findet in Puseys Collegiate and Professorial Teaching and Discipline, Oxford and London 1854. Die heftigen Angriffe auf unsere deutschen Universitäten müssen wir natürlich zurückweisen und könnten sie den englischen Universitäten mit Hinweisung auf Parl. Rep. 1852. Vol. XXII., Oxford University, p. 23. leicht heimzahlen. Aber wenn wir bedenken, daß der Hr. Verf. sich nur durch den patriotischen Eifer für seine vaterländischen Einrichtungen zu diesen Ungerechtigkeiten hinreißen läßt, so werden wir dem gegenüber, was in seinen Vorwürfen wirklich trifft, um so eher zu dem Et ab hoste consilium geneigt sein.

Die Cambridger Bestrebungen zeigt uns die gründliche und reichhaltige Schrift Whewell's: A Liberal Education in General and with Particular Reference to the Leading Studies of the University of Cambridge. London 1845. Für beide Universitäten liefern die oben angeführten Parliamentary Reports reiches, wenn auch aus bestimmten Gründen nicht vollständiges Material. In Deutschland haben Huber's Werk über die englischen Universitäten und Wiese's deutsche Briefe über englische Erziehung eine gründlichere Ansicht über englisches Unterrichtswesen verbreitet.

15) In anderer Beziehung könnte man das als den Hauptunterschied der beiden alten englischen Universitäten von den deutschen bezeichnen, daß die englischen einer bestimmten Kirche angehören, die deutschen dagegen Staatsanstalten sind. Natürlich steht auch dieser Umstand mit den von uns besprochenen Verhältnissen in Zusammenhang. Wenn man ihn aber als Grund der von uns betonten Verschiedenheit der englischen und deutschen Universitäten in ihrem Verhältniß zur weltlichen Berufsbildung ansehen wollte, so würde man sich irren. Denn hätte England überhaupt in seiner Entwickelung den Weg der Kontinentalstaaten eingeschlagen, so würde man in früheren Zeiten das Studium auf den Universitäten trotz deren kirchlicher Ausschließlichkeit von allen Richtern, Aerzten u. s. w. gefordert haben. In neueren aber hätte man das Auskunftsmittel ergriffen, anderen, nichtkirchlichen Anstalten, z. B. der Universität London, dieselben Rechte für den Staatsdienst zu ertheilen wie den beiden alten Universitäten.

16) Ueber das Folgende vgl. Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens von L. Freiherrn von Vincke. Herausgegeben von B. G. Niebuhr. Berlin 1815; und: Geschichte und heutige Gestalt der Aemter in England von Rudolph

Gneist. Berlin 1857. Natürlich habe ich auch hier nur solche Punkte hervorgehoben, welche das englische Staatsleben vom deutschen unterscheiden. Daß trotz dieser Verschiedenheiten sich beide Gebiete in vielen Stücken wieder weit mehr nähern, versteht sich bei den so nahe verwandten Aufgaben beider Staatskörper von selbst. Dasselbe gilt natürlich auch von den beiderseitigen Universitäten. Es gibt in England außer den erwähnten unbesoldeten auch besoldete Beamte so gut wie bei uns. Auch werden die erwähnten unbesoldeten Ehrenämter keineswegs bloß von solchen übernommen, die ohne Geschäft nur die Rente ihres Vermögens verzehren. Was die Universitäten betrifft, so ist der Theil der Oxforder und Cambridger Studenten, der sich späterhin einem gewinnbringenden weltlichen Beruf widmet, indem er keineswegs die Mittel hat, von seinen Renten zu leben, nicht unbeträchtlich. Aber das Alles hebt den geschilderten Gegensatz nicht auf, in welchem der deutsche Staatsdienst im weitesten Sinne des Worts und die Universitäten als vorbereitende Anstalten für diesen Staatsdienst zum englischen Staatsleben und seiner so ganz andersartigen Verbindung mit den englischen Universitäten stehen.

17) Vgl. Geschichte der Pädagogik von Karl von Raumer, Thl. IV. S. 16 fg.

18) Die Stellung der philosophischen Fakultät ist auch heute noch sehr schwankend. Es liegt in der Natur der Sache, daß über ihre Abgrenzung gegen das Gymnasium in manchen Punkten die Ansichten verschieden sind. Das Gedeihen der Universitäten ist bedingt durch den Zustand der Gymnasien. Man kann mithin den Werth und die Bedeutung der Gymnasien nicht hoch genug anschlagen. Aber eben deshalb würde es höchst verderblich sein, wenn die Gymnasien ihre überaus wichtige Aufgabe, auf die Universität vorzubereiten, verkennen und statt

dessen sich zum Ziel setzen würden, die philosophischen Fakultäten überflüssig zu machen. Das Verhältnis der allgemein bildenden Wissenschaften auf der Universität zu den Gymnasien einerseits und zu den Berufsstudien andererseits gehört allerdings zu den schwierigsten Punkten unserer ganzen Universitätsbildung, und man müßte sehr verblendet sein, wenn man den gegenwärtigen Zustand der meisten Universitäten in dieser Beziehung für den wünschenswerthesten halten wollte. Aber über manche Dinge läßt sich doch auch jetzt ein Urtheil gewinnen. So wird unter Verständigen kein Zweifel darüber sein, daß die spekulative Philosophie nur in ihren Anfangsgründen dem Gymnasium, in ihrer Vollendung aber der Universität angehört. Dagegen sind die Ansichten über die Abgrenzung verschieden. Daß ein Theil der Schriften Plato's dem Gymnasium angehöre, wird allgemein zugestanden; ob aber auch die formale Logik, das wird von manchen beanstandet. Ich meinerseits würde mich für die Betreibung derselben in der besonnenen Weise Trendelenburg's um so mehr entscheiden, weil sie zugleich den Zugang zu einem der größten Geister des Alterthums, Aristoteles, öffnet. (Vgl. außer den Elem. log. Aristot. und den dazu gehörigen Erläuterungen besonders auch Trendelenburg's Aufsatz in der Mützell'schen Zeitschr. 1852). Aehnlich wie mit der spekulativen Philosophie verhält es sich mit der deutschen Literatur, deren vorbereitender Betrieb dem Gymnasium angehört, deren eigentlich wissenschaftliche Behandlung aber ein ebenso wichtiger als schwieriger Theil der allgemein bildenden Universitätsstudien ist.

19) Wenn diese Scheidung sich erst allmählich ganz ausbildet, so muß man nicht vergessen, daß früherhin auch ein großer Theil der anderen Fakultätswissenschaften von Geistlichen betrieben wurde. Die juristische Fakultät wuchs ja aus einem weltlichen

und einem geistlichen Bestandtheil zusammen. An der berühmtesten Universität des Welttheils, zu Paris, enthielt sie Jahrhunderte lang nur diese geistliche Hälfte. Vgl. Savigny, Gesch. des Röm. Rechts im Mittelalter, 2. Ausg. Bd. III. S. 366 fg. Die ältesten deutschen Universitäten nahmen das römische Recht zwar in ihre Statuten auf. Aber thatsächlich wird auch auf ihnen in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens fast nur kanonisches Recht gelehrt, und erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt das römische Recht eine bedeutendere Stellung einzunehmen. Vgl. Stintzing, Ulrich Zasius, Basel 1857, S. 85 fg. 323 fg.

20) Wir betrachten die Sache hier von Seite des Staats und seiner Forderungen. Der protestantischen Kirche gegenüber sind diese Forderungen aber gewissermaßen nur eine Anerkennung dessen, was diese Kirche selbst von ihren Geistlichen verlangt. Auf die Bildung des katholischen Klerus einzugehen, war in einer Prorektoratsrede an der Universität Erlangen keine Veranlassung. Jedenfalls aber liegt es im Interesse nicht bloß des Staats, sondern des gesammten deutschen Volkes, daß auch der katholische Klerus dieselbe allgemeine Bildung besitze, wie die übrigen klassisch gebildeten Stände, und daß er diese Bildung auch möglichst in derselben Weise erwerbe.

21) Ich konnte natürlich in einer Rede nicht jedesmal die sämmtlichen Berufsarten, für welche die Universität vorbildet, vollständig aufzählen.

22) „Ihre unberufenen Tadler." Dem Tadel wirklich einsichtiger Beurtheiler sollen sich die Universitäten am allerwenigsten entziehen, eben weil ihre Wirksamkeit eine so außerordentlich wichtige ist. Daß aber an unsern Universitäten gar manches schöner und besser werden möge, als es gegenwärtig ist, das kann niemand eifriger wünschen als wir Universitätslehrer selbst.

23) Diese Angaben beruhen auf der Volkszählung vom Jahr 1851 und sind entnommen der Uebersicht auf dem vierten Blatt von Czörnig's ethnographischer Charte der österreichischen Monarchie, Wien 1855.

24) Diese Angaben sind entnommen aus den Grundzügen der Erd-Völker- und Staatenkunde von Albrecht von Roon III, 2 (Berlin 1845), S. 318.